

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES  
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK  
IN VIER TEILEN

*Erster Band*

*Erster und zweiter Teil*

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ICHTHYS  
LEBEN – LEHRE – WIRKEN

---

Seit Albert Schweitzers Aufdeckung des fehlerhaften Zirkels, in dem sich die Leben-Jesu-Forschung der letzten anderthalb Jahrhunderte bewegt hat, ist der Riß zwischen der natürlichen, wissenschaftlichen Jesus-Biographie und der kirchlichen, dogmatischen Christologie offen am Tage. Denn beide Richtungen theologischer Erforschung der Frage Jesu Christi sind durch dies Buch und die ihm folgende Ausfahrt seines glaubensstarken Verfassers als schlichter Arzt an den Kongo entwaffnet. Die liberale Theologie hat die Hoffnung aufgeben müssen, mit den Mitteln ihrer Erkenntnis den Christus, nicht nur den Rabbi Jesus von Nazareth, umgreifen und erfassen zu können<sup>1</sup>. Auf der anderen Seite aber droht dem Christologen der Menschensohn, Mariens Sohn, zu einem doketischen Gebilde zu entschwinden, an dem sich wohl etwas Göttliches ereignet, aber an dem nichts Menschliches erfaßt und demgemäß nichts Begreifliches erkannt werden kann. Die Masse des orthodoxen Kirchenvolkes sieht noch in der Jungfrauengeburt, der Auferstehung und der Ausgießung des Geistes handfeste, gänzlich unbegreifliche Wunder. Die Menge der irgendwie »Gebildeten« sieht in Jesus einen nur allzu begreiflichen Menschen. Die höchste Geisteskraft in uns Menschen wird weder dort noch hier mehr erregt. Denn sie entzündet sich nur an Geheimnissen, die sich enthüllen, und an Rätseln, die sich lösen lassen. Diese höchste geistige Erregung durchzittert weder Orthodoxe noch Liberale in Sachen des Lebens und Sterbens Jesu. Und deshalb verstummte Albert

---

<sup>1</sup> Ich verweise auf Bultmanns »Jesus«.

Schweitzer und ging nach Afrika, um Krankheiten zu heilen. Keine begreifende Erkenntnis, nur ergriffene aber dafür stumme Nachfolge scheint erlaubt.

Die Parteien und eigentlich mehr noch die Methoden innerhalb jedes Theologen eigener Seele gehen unversöhnt nebeneinander her. Der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen ist heut keiner zwischen Theologie und Philosophie, sondern er klafft innerhalb des Theologen selber, der seine Pfründe von einer dogmatischen Kirche zu Lehen trägt und sein Denken von einer voraussetzungslosen Geschichtsforschung.

Die Spannung ist gerade dadurch zu einer menschlich bedrohlichen geworden. Die erste Reaktion dagegen ist daher begreiflicherweise, ihr einfach aus dem Wege zu gehen, so wie das etwa Barths Römerbrief und ihm nach die Barthianer getan haben. Mit einem handfesten Biblizismus hat er den Kirchenglauben und die wissenschaftliche Bibelkritik beide schachmatt zu setzen versucht, indem er – auf einem anderen Brett seine Steine aufbaut. Diener der Kirche, der jemand wie Karl Barth ist, kümmern ihn nicht die Fragen der Kirche Christi; Gelehrter, der er ist, kümmert ihn nicht die Forschungsaufgabe der weltlichen Wissenschaft. Sondern in einem Augenblick der Weltgeschichte, gleichsam in der Sekunde des Kreuzes offenbart sich ihm alles. Die Vorgeschichte Jesu (das Leben Jesu also) und die Nachgeschichte Christi (die Kirchengeschichte also) werden zu wesenlosem Schutt. Senkrecht vom Himmel herab glaubt er sich angesprochen, nur unter dem Kreuz, ohne natürliche Vorgeschichte und ohne wirksame Heilgeschichte.

In diesem Balancieren auf einem Stecknadelkopf zwischen Orthodoxie und Liberalismus, zwischen Geschichtswissenschaft und Kirchentheologie, tritt eine begreifliche Reaktion auf die Überspannung der Gegensätze hervor.

Unser Versuch kann sich an dämonischer Gewalt mit jener Kreuzespredigt der Barthianer nicht entfernt vergleichen wollen. Aber er entsteht aus der gleichen Lage.

Dieses Kapitel will möglichst geräuschlos eine Türe öffnen, die

schon nur angelehnt ist und die vielleicht aus der unerträglichen Spannung ins Freie führt.

Diesem Zweck soll schon die Überschrift dienen. Sie ist dreigeteilt. Das ist natürlich keiner Zahlenspielerei zuliebe geschehen. Aber sie ist doch auch nicht ohne methodische Absicht gewählt. Diese Absicht ist allerdings zunächst negativer Natur. Wir versuchen, von vornherein der Unsitte der Substantivpaare (Geist und Natur, Wissen und Glauben) zu entgehen, der beliebten Mode sich über ein Zwillingsgespann zweier Begriffe zu verbreiten, die ein »und« sprachlich verbindet und die dafür gedanklich meist ein »oder« auseinanderreißt. In der Literatur für die Gebildeten herrscht die Antithese vor. Alles philosophische Denken lebt vom Spalten der Begriffe. Aus einer Anschauung gehen durch Spaltung in begrifflicher Gegenüberstellung Gegensätze hervor. Da die Theologie seit langem im Schlepptau der Philosophie segelt, so hat sie in größtem Maßstab von dieser philosophischen Grundhaltung Gebrauch gemacht.

Jesus und Christus, Leben und Lehre Jesu, Gesetz und Liebe, das sind Begriffspaare, die man in den Schulen der Wissenschaft mit Vorliebe einander entgegenstellt. Und diese Paare sind weit mehr als bloße Vokabeln innerhalb eines einzelnen Satzes. Vielmehr bewegt sich die gesamte Forschung in der Dialektik dieser Begriffe vorwärts. Und darüber hinaus ist die Lehre vom Kreuz und der Passion des Herrn einerseits, von Geburt und Leben Jesu von Nazareth andererseits in ganze Schulen und Denkrichtungen, in Glaubens- und Lebensparteien himmelweit auseinandergespalten.

Es gibt aber noch ein anderes Erfassen der Wirklichkeit im Geiste. Dies verhindert sozusagen sich selbst, in die Aufspaltung der Anschauung durch die Dialektik der Begriffe zu verfallen. Denn es will die Wirklichkeit nicht mit einem Begriffssatz überdecken wie die Schuldialektik, sondern es will sie erst einmal entdecken. Diese Entdeckertätigkeit des Geistes ist seine höchste Vernunftanstrengung. Aber sie ist so verschollen, daß ihr Verfahren an einem entfernten Beispiel verdeutlicht werden muß.

Solange der Rechtskampf bei den germanischen Völkern die höchste Geistestätigkeit innerhalb des Stammeslebens war, solange war auch die Rechtssprache eine entdeckende, neu zu-fassende. Und eben deshalb bedurfte sie einer aufschließenden statt einer syllogistischen Redeweise. Die Formeln dieser Rechtssprache lieben also beispielsweise unter anderem die Zusammen-fügung von drei Anschauungen, drei Vorstellungen zu einem einheitlichen Ausdruck. Allbekannt sind diese Dreiklänge aus der Achtformel, wo der Verbrecher preisgegeben wird den Vögeln in der Luft, den Tieren des Waldes und den Fischen im Wasser.

Den Scheiterhaufen kündigt der Henker mit der Formel an: Deine Haare dem Rauch, deinen Leib dem Feuer, deine Seele Gott. Gerade diese Formel scheint mir lehrreich für die völlige Verschiedenheit jener Sprechweise von der heutigen Denkweise. Wie würden wir heut formulieren? Nun wir würden uns etwas ausdenken. Ein moderner Poet würde – vielleicht! – Haare und Leib »poetisch« trennen; ein moderner Prosaist würde Leib und Seele gegenüberstellen. Aber die alte Formel spaltet nicht, wie Poet und Prosaiker heut, den Feuertod dialektisch auf, sondern sie schafft die Akte des Vorgangs dramatisch nach; bei dem zuerst der Rauch die Haare umwogt, dann den Leib das Feuer verzehrt und schließlich die Seele zu Gott heimkehren darf. Aus mehreren Bildern also rollt sich kinematographisch ein Vorgang ab. Er wird aus diesen Bildern erschaffen, denn es fehlt der »Oberbegriff« Feuertod noch ganz dem Denker. So wenig wie ein Drama durch seine Überschrift begriffen werden kann, so wenig die fünf Akte, aus denen es besteht, logisch oder dialektisch den Oberbegriff bloß aufspalten, sondern alle müssen geschaffen werden und eigenes Leben haben, so wenig will die dreiteilige Formel eine Einheit zerlegen. Sie will eine paradoxe Einheit schaffen. Eine Fehde soll »aufgehoben, tot und ab« oder »widerrufen, vernichtet und abgetan« sein. »Tag, Zeit und Stunde« werden festgesetzt. Die Rechtsquellen – würde der abstrakte Jurist heut sagen – »zerfallen« in bleibende Satzung, in

persönlichen Befehl und in Gewohnheitsrecht. Die alte Formel aber spricht vom alten Herkommen, Recht und Herrlichkeit des Landes, weil sie den Begriff der Rechtsquellen nicht kennt. Sie kann ihn also auch nicht »zerfällen«, sondern in diesen drei Akten erschafft sie ihn!

Man mag das Verfahren ein assoziatives nennen. Das Entscheidende ist immer, daß jede einzelne Assoziation auf das Ganze, das sie miterschaffen soll, zusteuert. Das Ganze steigt aus Sätzen dramatisch empor. Natürlich können diese Akte auch aus zweien oder vieren bestehen. Von dem logischen Spalten in Gegensätze unterscheidet sich dies dramatische Sprechen in Sätzen nicht durch die Zahlen drei und zwei, sondern durch die Tatsache, daß die logischen Gegensätze Bruchteile einer Einheit, Brüche von Eins, Untersätze eines Obersatzes darstellen, die Sätze und Bilder der schaffenden Sprache aber nicht Brüche, sondern selbst Einheiten sind, Farbflecke von eigener Valeur, deren mehrstimmiger Klang das Gesetz dieser Sätze oder Bilder oder Worte aufdeckt und offenbart. Alles Denken ist ein Nachdenken einer fertigen Welt. Jeder heutige Prosaist, der den Leib dem Henker und die Seele Gott überantworten würde, bezieht die Vorstellungen »Leib« und »Seele« aus einem Magazin, in dem alles Erdenkliche vorrätig gehalten wird. Er steht der Welt, hier der Welt der Kultur, gegenüber und setzt ihr Mosaik in tausendfältiger Variation als seinen Gegenstand neu zusammen. Der schaffende Sprecher ist hingegen der Mund einer unfertigen, in ihm Wort werdenden Welt. Er kann also in kein Magazin greifen und die etikettierten Gegenstände herausnehmen, sondern ihn greifen die Kräfte dieser Welt, die er in eins »setzen« und durch seine Sätze namhaft machen soll.

Genau so – und nur deshalb mußten wir die scheinbare Abschweifung begehen – wie hier im Recht die vorbegriffliche Sprache, kraft der die geistige Welt entdeckt wird, verfährt, vollzieht sich alles entdeckende Denken. Wir haben nur auf die Rechtsschöpfung zurückgegriffen, weil wir nicht zulassen können, dies Denken mit dem Beiwort poetisch abzutun. Nicht um

den Luxus der Kunst handelt es sich, sondern um die geistige Entdeckung der Welt. So ist es nicht wunderbar, daß sich das schöpferische Leben des christlichen Volkes wieder derselben Ausdrucksweise hat bedienen müssen. Die Entdeckung einer neuen göttlichen Welt der Seele wird nicht durch Spaltung von Worten begriffen, sondern durch aktweises Setzen von Anschauungen erschaffen. Die trinitarische Formel von Vater, Sohn und Heiliger Geist riegelt gleich an der Schwelle des Kirchenbaues das schöpferische Leben drinnen ab gegen den Einbruch des philosophischen Denkprozesses. Die drei Personen der Gottheit spotten des Bemühens, als Bruchteile Gottes verstanden zu werden. Immer wieder neigt der logische Verstand zu dieser Verarmung, und das Denken hat gar zu gern die drei Atemzüge des Glaubensbekenntnisses zu Untersätzen des Oberbegriffes Gott umbegreifen wollen. Der Unglaube verhöhnt ja eben deshalb die Trinität, weil er für geistige Schaffensprozesse abgestorben ist.

Das sprachliche Geheimnis der drei Personen in Einer ist aber kein anderes als das der altgermanischen Rechtssprache. Auch hier wird eine Welt nicht begriffen, sondern entdeckt; jede Person der Gottheit muß mit dem vollen Schöpfertum des Geistes unserer Seele enthüllt – die Theologen sagen: offenbart – werden, so wie die Gerichtsgemeinde des Volkes jeden rechtlichen Akt ihres Gemeinschaftslebens »öffnen« und bildhaft entrollen muß. Und dennoch weiß sich die Gemeinde in allen diesen Akten, in denen sie sich erlebt, als eine, die auf jeder Stufe des Rechtsganges ungeteilt gegenwärtig ist.

Gerade so weiß die Kirche, daß mit jedem Atemzug, mit jedem Akt des Glaubens Gott sich verwirklicht. So ist dort der kurze Dingtag eines Gaues, hier der Welttag des dreieinigen Gottes aus vollebendigen Akten zusammengedichtet, die nicht Brüche, sondern Ganzheiten sind.

Wenn wir die Deutung der trinitarischen Formel nicht ganz verfehlt haben, wenn sie den Triumph der Grammatik echter Sprachschöpfung über die Logik reiner Denkbarekeit darstellen

soll, so darf sie nicht tote Feststellung bleiben, sondern muß sich in die Behandlung theologischer Teilfragen sofort umsetzen, sozusagen von jedem Gläubigen weitersprechen lassen.

Und in diesem Sinne haben wir dieses Kapitel mit der alten Formel IXΘΥΣ Jesus Messias Gottes Sohn der Welt Erlöser überschrieben und das erläutert mit: Leben, Lehre und Wirken. Uns scheint die Beschäftigung mit Jesus Christus ernstlich Schaden zu leiden, sobald sie sich dialektisch in Dualismen wie »Jesus und Christus«, Leben und Tod, »öffentliches Auftreten und Kreuz«, aufbaut. Versuchen wir es lieber mit einer trinitarischen Formel, die nicht nur Gegensätze festzustellen zwingt, sondern die Atemzüge Gottes zu entdecken erlaubt.

Der sterile Dualismus zwischen Jesus und Christus äußert sich am krassesten in dem Schicksal, das bei dieser Zerreißung der Lehre des Heilandes zuteil geworden ist. Niemand von den verschiedenen Religionsparteien weiß genau zu sagen, ob die Lehre zum Leben Jesu oder zur Passion und Verklärung Christi hinzugehört. Die Bergpredigt scheint vielen die Bekrönung des natürlichen Geisteslebens des Zimmermannssohnes Jesu von Nazareth. Die Abschiedsreden an die Jünger erscheinen ebenso vielen als die Offenbarung des erhöhten Christus, Kyrios. Mitten durch seine prinzipiellen, seine geistigen Äußerungen also wird der Schnitt gelegt. Einer dieser Schnitte wird so geführt, daß man zwischen dem trennt, was er seinen Jüngern, und dem, was er dem »Volke« gesagt habe. Aber bisweilen fand er ja auch im Volke echte Jüngerschaft, die er ermunterte. Des öfteren waren seine Jünger geistig weder offener noch reifer als das »Volk«. Das Geheimnis des Wortgehalts seiner Rede läßt sich von den Hörern her allein nicht enträtseln noch einteilen. Die Abteilung von Leben und Lehre – wie sie üblich ist bei Frommen und Unfrommen – entspringt als notwendige Folge dem ungeklärten Gebrauch des Wortes »Leben«. Diesem Leben kann nur deshalb die Lehre entgegengesetzt werden, weil der Abwandlung des Lebens selbst in Geist nicht Rechnung getragen wird. Schon Goethes: »Denn das Leben ist die Liebe und der

Liebe Leben Geist« deutet darauf, daß eine andere Beziehung des Lebens auf die geistigen Äußerungen gesucht werden muß, daß es sich hier um Lebensformen, um *Metamorphosen* handelt statt um Gegenbegriffe. Goethes Vers knüpft unmittelbar an die christliche Geistlehre an. Es gehört zum Wesen gerade des ΙΧΘΥΣ, daß in ihm »Leben« und »Lehre« als Verwandlungsformen desselben Rätsels sich offenbaren.

Das Christentum setzt eine Wendung, einen Ruck im Leben des Menschen voraus, oder auch: es setzt eine solche Wendung in das Leben hinein. Es zerbricht den Oberbegriff Leben. Die Tage des Lebens hören auf, Bruchteile eines »ganzen« Lebens zu bilden, das von der Geburt bis zum Grabe gleichförmig abrolle. Das Jahr des Christen besteht nicht aus 365 Tagen, das Leben des Christen nicht aus siebenzig Jahren. Der Gang des Lebens zerfällt in mehrere Schöpfungsakte. Vor der Wiedergeburt und nach der Wiedergeburt lebt der Mensch in verschiedenen Welten. Die Seele hört auf, ein addiertes Leben zu führen. Sie setzt sich in ruckweisen Stufen, in Schaffensakten durch.

Die zentrale Bedeutung der Wiedergeburt ist unbestritten. Aber sehr oft wird dieser Bruch als Werk eines Augenblicks verstanden. Die Bekehrung wird also ein kurzes, momentanes Ereignis. Sie ist aber vielleicht ein fünf- oder zehnjähriger Prozeß! Und ferner wird die aus der Bekehrung folgende Aktteilung des Lebens nicht voll gewertet. Und doch wird durch sie die Setzung dreier, in sich selbständiger Sinnzusammenhänge notwendig: die Zeit vor der Wende, die Zeit der Wendung selber und die Zeit, die auf dem Grund der vollführten Wendung sich aufbaut, – sie verlaufen auf verschiedenen Ebenen, sie haben ihr eigenes Gesetz in sich. Sie mögen sich ineinander verschlingen: Mit gewissen Linien und Fäden hängt der alte Adam fest in dem neuen. Mit gewissen Strudeln und Wirbeln tost die Bekehrungszeit schon in dem Naturkind unterirdisch herauf. Und innerhalb der Krisenzeit leuchtet schon der Goldgrund der Vita Nuova gelegentlich durch.

Aber erst recht, wenn fast regelmäßig diese Verschlingungen

und Überschneidungen sich finden, erst recht dann wird es wichtig, um die Unübersetzbarkeit dieser verschiedenen Stufen des Lebens ineinander zu wissen. Sie können sich kreuzen, übereinander schichten. – Eigentlich mischen können sie sich nie. Denn sie gehören verschiedenen Gotteskräften der Seele an.

Wir deuteten schon darauf hin, daß in dem Problem der Lehre zwischen dem Leben Jesu und der Kraft Christi ein Stück Boden unbesetzt geblieben oder höchstens als Grenzgebiet bald von jenen, bald von diesen beschlagnahmt worden sei. Zwischen dem Leben und dem Leiden mitten inne bleibt ein Etwas. Dort steht das von diesem Munde gesprochene Geistesgut, der Schatz seiner Erkenntnisse, seine geistige Schau oder alles das, was an Jesu Geistesleben dadurch bekannt ist, daß er es andern als Lehre mitgeteilt hat. Weil die Religionslehre von der Lehre und Predigt des Heilands spricht, wollen wir das Wort Lehre im folgenden für den Akt der geistigen Besinnung und Schau stehen lassen. Sonst wäre auch »Sinnen« eine geeignete Vokabel.

Die Lehre, wessen Lehre ist es, Jesu oder Christi? In dem Verhältnis dieser Lehre rückwärts zum Leben Jesu, vorwärts zum Wirken Christi liegt der Schlüssel für unsere Sprache, die heute gelähmt ist. Diese wird aber freigesetzt, wenn sich ergibt, daß Christus nicht das gelehrt hat, was wir täglich neu aus seinem Wirken zu lernen haben!

Jesus hat nämlich, währenddem er schon öffentlich lehrte, innerlich weitergelebt. Das unterscheidet ihn von allen Durchschnittslehrern. Der gewöhnliche Mensch lernt in der Jugend sein Sprüchlein, und wenn er dann wieder andere unter sich gekriegt hat, die zuhören müssen, so gibt er es weiter. Der ausgebildete Lehrer forscht und erkennt selbst einiges und betritt erst dann das Katheder und erstarrt dort zum Typus des Lehrenden, der selber nicht mehr lebt. Das Lehren herrscht über ihn und verdrängt das Leben. In einem gewissen Zeitpunkt bleiben wir stehen und wölben an diesem Punkte unseren Lebensbau über uns und lassen die Jüngeren uns nachrücken und an uns heranwachsen. Dazu müssen wir sie lehren, was wir erfahren haben. Das

J.M

Durch die  
Alte

21

ist ein Naturgesetz und nicht einfach deshalb aus der Welt zu schaffen, weil wir dadurch starr[zu]werden[fürchten].

Wie kann es also durch Jesus aufgehoben werden? Er will doch nicht aufheben, sondern erfüllen, was uns allen auferlegt ist? Und er ist nun, sagen wir, trotzdem nicht von einem gewissen Moment an stehen geblieben, um die anderen zu[be]lehren, sondern hat bis zum letzten Augenblick weitergelebt, obwohl er schon öffentlich lehrte. [Hinter der Lehre und Schau folgt eben noch eine Station. Und der »perfectus homo« mußte alle Stationen durchwandeln. Freilich] <sup>2</sup> <sup>3</sup> <sup>1</sup> hat er damit seine Hörer unerhört beunruhigt. Er stand nämlich immer schon an einer anderen Station, als die war, die seine Hörer an ihm wahrnahmen. Er schien ihnen noch der Zimmermannssohn, da war er schon der Lehrer. Er galt als der Rabbi, da war er schon der Prophet. Er schien ihnen noch und gerade jetzt der Prophet, da war er schon der Messias; <sup>Bestenfalls</sup> [sie nahmen ihn nun endlich für den] König der Juden, da war er der Knecht Gottes. Und als sie ihn als den Knecht Gottes erkannten, da gerade war er schon der gekreuzigte Sohn Gottes. Er hat einen Vorsprung, den er bis zu Ende lebt, und die mit ihm Lebenden kommen[ihm] nicht nach. Er bleibt nicht irgendwo stehen, damit die anderen aufrücken können. Und so geht diesen der Atem aus. Das kennzeichnet die sogenannten synoptischen Evangelien, daß sie noch alle nicht klar von der letzten Station aus die vorletzte<sup>n</sup> durchschauen, sondern erst mit dieser Nachholungsaufgabe ringen. Jesus war auch den leiblichen Jüngern davongaloppiert. Die erste Generation der Jünger ist daher dazu verbraucht worden, die einander widersprechenden, die aufeinander blitzschnell folgenden Stationen, von denen die Welt immer nur eine gesehen und sich eingepägt hatte, aufzurollen. Erst als das geschehen war, prägte der Evangelist Johannes sein Siegel unter das von Mißverständnissen gereinigte Bild.

[Wo wir lernen, leben wir nicht mit. Der Schüler einer Lehre bleibt im Bann der Lehre. Johannes ist der einzige Evangelist, der Jünger und mehr als Jünger dessen ist, der auch ihn gelehrt hat, und eben deshalb kann er den Geist seines Lehrers und das

Leiden seines Liebenden als Eins schauen und in Eins übersetzen. Wir merken uns: das öffentliche Wirken Jesu kommt hinter seiner Lehre.]

Von einer anderen Seite her wird dieser Tatbestand ergänzt. Wie verhält sich denn das Vorleben Jesu zu seiner Lehre? Von Jesu Leben wissen wir nichts oder fast nichts. Die schale Romanliteratur über »Jesu den Jüngling«, über seine Jugend oder seine Wanderjahre beweist ja nur, daß man diese Unwissenheit deutlich spürt. Sein natürliches Leben ist uns nur im Naturereignis seiner Geburt [und in der Flucht seiner Eltern um seinetwillen] überliefert. [Mit anderen Worten,] Von den Erfahrungen und dem Weg dieser Natur des Menschen Jesu [können] wir<sup>2</sup> [nur] wis-<sup>1</sup> sen, was sich in seiner Lehre, in seinen Anschauungen spiegelt. Wir sagten, selbst der leidliche Lehrer mischt in seine Lehre, was er selbst erforscht und erfahren hat. Der Geist erwächst hinter dem Leben und aus ihm. Jesu muß seine Lehre aufgegan- gen [sein an und] aus den Erlebnissen seines Vorlebens. Dies Vorleben, sein »Innenleben«, die Entwicklung und Bildung seines Lebens hat sich »jenseits« aller Außenwelt vollzogen. Wir [haben dieses Jenseits] einzig in Gestalt der süßen Frucht seiner Lehre. Das Himmelreich in seinem Herzen, von dem er zeugt, kennen wir nur aus diesem seinem Zeugnis; wir haben keine Vorstadien, die zeigen, wie es ihm zufiel. All dies bleibt jenseits, dies ist das Jenseits, von dem die Werdenden so gerne schwärmen [und die Metaphysiker so viel zusammenlügen].

Sobald Jesus hingegen auftritt, kennen wir ihn nur umgekehrt in seiner Auswirkung auf andere, seiner »Wirksamkeit« und Bewährung in der Welt. Sobald wir ihn sehen, steht er vollständig im »Diesseits«. Was wir von seinem Leben wissen, ist durchweg ein Teil seines Kreuzes. Und überall »diesseits« sich zeigend, beginnt und entfaltet sich überall der Christus in ihm. Der Rabbi Jesus lehrt, aus dem geschöpflichen in das geistige Leben hinübergehen, aber Jesus der Christ lebt umgekehrt aus dem geistigen in das wirkliche Leben hinüber! Statt eines Leben Jesu [— das uns unbekannt bleibt —] kennen wir in Wahrheit nur

*Referenzen  
Lögner*

*Samuel*

*sch.*

*ist*

*Abw.*

*aus*

*et*

sein Christuswirken, sein Leben als berufener Sohn, seine Verwirklichung durch sein messianisches Amt. *Vom Vorleben ist nur die Lehre geblieben.* Das <sup>hat sich in die fröhliche, lebendige, wahrhaftige, Wortverwirklichung</sup> [gesamte vegetative, natürliche] Leben ist für uns aufgegangen in der Frucht des lehrenden Wortes, hinter dem sein Träger, der Träger eines Amtes wie jeder Funktionär zurücktritt. Jesu Lehre vom Gesetz und Propheten, vom Vater und vom Himmelreich ist die geläuterte Frucht innerer Kämpfe, Erleuchtungen, Belehrungen und Erfahrungen, deren Ergebnisse seit der Jordantaufe feststehen, die also selber längst hinter ihm liegen. [Die Frucht läßt zwar Keim und Blüte nicht mehr sehen, ist nur ihre Quintessenz. Aber sie zwingt uns, ihr vorauf Samen und Blüte vorauszuahnen. Zur Erkenntnis reift alles natürliche Leben, zur Weisheit.] Jesus hebt also unser aller Naturgesetz nicht auf, sondern erfüllt es. Er lehrt wirklich, was er erlebt hat. Das Perfektum dieses Erlebens muß ernst genommen werden. Es ist voraufgegangen! Das Wort des Menschen kommt hinter dem Eindruck, den wir empfangen haben. Der Mensch darf und vermag nur zu lehren, was hinter ihm liegt. Die Fassung in Worte hinkt immer hinter den Ereignissen her. Das Denken des Menschen ist ja Nach-Denken! Wir können nur nachdenken über das, was vorgegangen, quod factum est. Jesus lehrt, was er als Jesus, das heißt für sich, den werdenden und damals noch ohne Verbindlichkeit für andere, als inwendiger Mensch erfahren hat. Er ist damit als Lehrer der Träger des Prophetenamtes, der Lehrer Israels, der letzte Prophet.

Hingegen lebt er, währenddem er lehrt, das Leben eines <sup>des andern</sup> [andersartigen] Charakters, einer Amtsperson, die Macht und Befugnis beansprucht, andere sich zu verbinden oder abzustoßen; er ist ein Mann, der seinen Beruf entschlossen realisiert. Aber sein Beruf ist freilich nicht der, den man nach seiner Lehre vielleicht erwartet. Weil er lehrt, scheint er ein Berufslehrer. Aber die Lehre ist nur eine Voraussetzung seines Wirkens [Sein Wirken ist nicht das eines Rabbis. Sein Lehren ist also nicht das Wesen seines Amtes. Er lebt ein Amt, das zwar noch nicht »etats«-mäßig ist

im Haushalt der Menschheit, das aber durchaus als Amt und Würde von ihm gestaltet und bekleidet wird.]

Und so fassen <sup>es</sup> ja die Evangelien auch alle [sein öffentliches Wirken.] [Nicht was er sagt, sondern wann, wo, wem er es sagt, verrät ihrer Überzeugung nach den besonderen, jenseits der Lehre liegenden Charakter seiner Funktion.] Der kleinste Zug an ihm bedeutet etwas in dem Prozeß seiner Offenbarung. [Hier sind wir weder im Privatleben eines Menschen noch im Geistesleben eines Denkers. Denn] wo das Leben nicht mehr spielen und unter der Hand sich wandeln kann, da ist es starre, unumkehrbare Aktion, weltlich sichtbare »Handlung« geworden. Verwirklichung ist keine Sache der Innerlichkeit mehr, sondern der Entäußerung und auf die Mitwirkung der Welt angewiesen. [Es ist ein politisches Dasein und untersteht den Gesetzen der Politik.]

Das große an diesem öffentlichen Wandel besteht [denn auch] aus lauter Welttatsachen [aus lauter harten objektiven Brocken]: daß Johannes ihn tauft, daß die Jünger reagieren, daß Lazarus aufwacht von den Toten, daß Judas ihn verrät, daß die Römer ihn kreuzigen, daß Josef von Arimathia ihn begräbt. All das sind Aufgaben nicht für Biographen [seiner Seele oder Systematiker seines Geistes], sondern für Historiker [seines Schaffens und Wirkens]

Dadurch allein wird ja die Gottessohnschaft glaubhaft und glaubwürdig, daß sich die Welt in sein Leben einfügt. Alle diese Fügungen verwirklichen das Bild, das Jesus von sich und der Welt in sich trägt. Die gehorsame Mitwirkung der weltlichen Mächte alle an seiner Bahn bestätigt ihn; nichts Eigenes bleibt ihm zu tun, als diese Mächte auf sich zu ziehen. Die Welt wächst, fällt, stürzt auf ihn zu, bis sie das Kreuz auf ihn gelegt hat. Er zieht und reißt sie förmlich an sich, nur indem er ihrer harrt.

[Schöne Weisheitslehren gab's und gibt's bei allen Völkern. Glaubhaft gemacht wird die innere Gottesschau erst, wenn sich erweist, daß der Weise ein Recht auf so hohe Gedanken hatte. Nicht jeder Mensch hat das Recht, Helles und Hohes zu denken oder gar Kühnes und Großes auszudenken. Denken verpflichtet.

{=W

Aber niemand kann auch einfach das Leben, worüber er nachgedacht hat. Er kann nicht, wie die Welt fordert, leben, was er lehrt. [Wenigstens nicht im platten Wortverstand.] Sondern wir können nur weiterleben, unsere Gedanken an den Tag leben; unser Leben ist [zwar durch die geistige Schau] verwandelt, aber es fließt doch [noch ursprünglich und überraschend] weiter. [Gewiß, es hat die zufällige Bahn verlassen und ist durch die Schau im Innern des Heiligtums geprägt. Es ist aus Leben zu Wirken umgeschmolzen, aus Werden zu Austun des bleibenden, unter dem Antlitz Gottes gestalteten Menschen. [Es gilt, die erschaute Wahrheit zu bewähren. Aber die Lehre ist nur ein kleiner, nur der formulierbare Teil der Wahrheit, die uns in dem Tempel und Allerheiligsten unserer Lebenswiederschöpfung überwältigt hat.]

Dort also hat Jesu Lehre ihre Stelle; zwischen dem Leben des ungetauften Jesus und dem Wirken des berufenen Christus. Er lehrt, was er erlebt hat. Aber hernach ereignet sich, was er gelehrt hat. [Auf der einen Seite ist seine Lehre] die Folge, der Erfolg; die Erfüllung seines »Vorlebens« ist seine Lehre. Diese Lehre wird aber aus Folge Grund, aus Ergebnis Vorposten, aus [Endsumme Anfangsgröße seiner] Lebensrechnung. Die Frucht seiner Jugend »fakten« wird der grundlegende »Faktor« seines Mannesdaseins, das auf diesem Faktor aufbaut, ihn aber zugleich wieder überwindet. Jesu Lehre zerbricht die Tafeln des Gesetzes; was anders ermöglicht [nach diesem Ende] ein neues Gesetz als [der Anfang, den] Christi Wirken [bedeutet]? Jesu Lehre leitet den Christen im Leben, Christi Wirken die Kirche [in der politischen Welt]

Es läßt sich einwenden: Auch das Christusleben Jesu ist doch von ihm ausgesprochen und gedeutet worden. Das ist gewiß richtig. Denn das Leben teilt sich nicht schematisch derart, daß ein Lebensabschnitt gar nichts vom Gehalt der anderen Lebensabschnitte enthielte. Jesu Erfahrungen als Christus sind in der Tat gleichfalls Wort geworden in seinen [Christus-]Sätzen an die Jünger [z. B. den Abschiedsreden]. Aber hier läuft eben der scharfe

Schnitt zwischen <sup>den Jüngern und der Welt</sup> [der Lehre für die Lernenden und der Offenbarung für die Apostel.] Jesu Lehre an das Volk [und die Jünger, soweit diese lernen.] ist die Frucht seines Vorlebens; daher er den Schülern und Hörern von der inneren Freiheit, den Geheimnissen des Herzens, dem Himmel usw. spricht, wie ein Lehrer wollend, daß sie ihn verstehen. Die Jünger <sup>hingegen</sup> <sup>3</sup> muß <sup>1</sup> er <sup>2</sup> mitleben lassen, obwohl er weiß, daß sie ihn nicht verstehen, und daß einer unter ihnen ist, der ihn verraten wird. Er braucht sie nicht als Hörer seiner Lehre, sondern als Zeugen seines Wirkens. Er beteiligt sie an den Geheimnissen des Wirkens, des Hineinsterbens eines Menschen in die Welt. Seine Worte an sie über dies für sie täglich überraschende Schicksal des Wirkenden, den sie für ihren Lehrer halten, sind nicht Lehre, sondern Belege, Bekräftigungen, Beweise, Deutungen, Auslegungen dessen, was ihnen an ihm, ihm an der Welt widerfährt [sie sind nicht Unterweisung, sondern Drama].

Nur mit Hilfe seiner Worte an sie können sie ja sein experimentum crucis miterleben. [Die Worte Christi an seine Jünger binden die Mitwirkenden an den Wirkenden, die Glieder an das Haupt. Das Wort hat hier eine andere Mission als da, wo von Mensch zu Mensch oder vom Prediger dem Volk die reine Lehre, die göttlichen Gebote gelehrt werden. Das Wort ist nicht Lehre, sondern Kitt und Band, aus dem ein Wirkungskreis geschaffen wird. Und in diesem Wirkungskreis gelten nun [sofort] all die Gesetze, von denen die [»]christliche Moral[«] [angeblich] nichts weiß: Herrschaft und Dienst, Amt und Härte, Einteilen und Abteilen, Schweigen und Zürnen, Befehlen und Abfallen, Sorgen und Sinnen. Dem Wirkenden ist in alle diesem nicht Sünde.

Der Wirkungskreis Christi ist durch Jesus aufgebaut worden, [nachdem er mit seiner Schau und Lehre im reinen war] Alle seine Kräfte gingen [nunmehr] darauf, diesen Wirkungskreis auf unzerstörbare Weise zu schaffen, nicht aber, ihn zu lehren. Aus Christi [Wirken und der Art, wie er seinen Wirkungskreis aufgebaut hat, ebenfalls, zur Lehre Jesu hinzu,] eine Lehre zu entwickeln, das konnte erst der Jünger unternehmen, der die Lehre

den Jünger

läßt

2. 2.

Jesu nicht (leiblich) mehr gehört hatte. Von Paulus hat man mit Recht gesagt: er habe die Lehre Jesu gelebt, gelehrt aber habe er das Leben Christi. Gemeint ist damit das, was wir das Wirken Jesu nennen, sein Wirken als Christus. Daher gehört die langanhaltende Abneigung gegen den »Theologen« Paulus mit der modernen Begeisterung für das »Leben Jesu« zusammen. Denn Paulus ist Zeuge dafür, daß uns das Vorleben Jesu nichts angeht, sondern nur seine Lehre [einerseits, als Ende des Gesetzes,] und sein Wirken [andererseits, als Anfang einer neuen Ordnung der Dinge durch die Kirche.]

Das Vorleben des Menschen, sein Dasein als naives Weltkind wird fruchtbar in seinem geistigen, in seinem geformten Ertrag [als inneres Geisteslicht.] Alles was Frucht trägt, ist ohne Sünde. Jugendsünden sollen geistig gesühnt werden, dann werden sie vergeben. Die Leidenschaften von Fleisch und Blut sind die [unentbehrliche] Speise der Erkenntnis. [Und der braucht sich nicht darob zu grämen, daß er »eine Vergangenheit« hat, der aus der Kraft seines Herzens sich in sie hineingestürzt hatte.]

An aller geistigen Wahrheit aber ist belangreich nur ihre Rücksichtslosigkeit gegen ihren menschlichen Träger, die Reinheit ihrer Schau, die entsagende Wahrhaftigkeit und Vergeistigung ihrer Bekenner.

An allem Wirken aber ist nur belangreich das Maß [von verständigem Einsatz der Kräfte,] von Fleisch und Blut und stetiger Bewährung, die schickliche und fügliche Bewältigung des Materials, das man prägen soll.

Die drei Glieder gehören zusammen. Unnütz zu sagen, daß Wirken ohne Geist und ohne Herzensvergangenheit taub ist; es ist der Schein einer Frucht, wo weder Same noch Blüte war.

Es gibt Keime, die verschwendet werden, Blüten, die unverwandelbar bleiben, Früchte, die tauben Nüssen gleichen. Eine vergeudete Jugend, eine eitle Reflexion und eine hohle Betriebsamkeit ist das Los der armen Teufel, die den drei Teufelsfürsten der Sinne, des Gedankens und der Herrschaft verfallen bleiben.

3) Der Teufel mit der Handlichkeit wenn so gef. 10. Ps. 11.  
und nicht nur die Bestimmung  
der Welt wird der Geistliche, wenn so ist, nicht ein  
von dem Leben. ICHTHYS · LEBEN, LEHRE, WIRKEN 135

Der Knabe erwacht zum Jüngling, damit seine Gefühle zu Gedanken ausgedacht werden, der Jüngling reift zum Manne, damit seine Gedanken Tat werden. Wo die Jugend ihre großartige Selbstverschwendung nicht eines Tages überwindet, wo die Akademiker [selbstbewußt] in Systemen und Analysen verfangen bleiben, da wird der Mann, der körperlich ja doch unaufhaltsam aus ihnen hervorwächst und der mit dem Leben unter allen Umständen und irgendwie fertig werden muß, [seelisch und geistig] schlecht mit ihm fertig werden. Er findet sich ja dann nicht in dem Stromkreis: Knabe – Jüngling – Mann von einem fruchtbaren Verlauf getragen, sondern er kann nur geistlos, hilflos, sinnlos arbeiten und geschäftig sein, mit einer stehengebliebenen geronnenen Weltanschauung im Kopf, mit vergeudetem Herzen, also ohne lieben zu können, wo er wirken muß, und ohne auswirken zu können, was er einst erschaut hat. Ein solcher Mensch ist nur äußerlich erwachsen und daher ohne Vollmacht zu all den Freiheiten und Entschlüssen, die jedes Wirken verlangt.

17. 11. 1911  
me, 11. 11.

Zum Teufel geht daher auch die tote Arbeit des Mannes, die nicht aus höchstem Leben talwärts fließt.

Hier ist die wunde Stelle unseres Daseins. Der Einzelne und das Volksganze haben den natürlichen Stationsgang des Lebens eingeübt. Ihn zu heilen, ist der Inhalt aller Offenbarung. Denn sie will das Gesetz des Lebens nicht aufheben, sondern erfüllen.

Jesus ist wider die empfindsamen Schwärmer in die Welt gekommen. Denn ihm reift aller Gefühlsüberschwang zur Klarheit der Gottesschau. Er ist wider die Pharisäer in die Welt gekommen, denn er gibt seine klare Lehre wirkend preis. Er ist aber auch für die Sünder in die Welt gekommen. Denn er ersetzt allen gefühl- und gedankenlosen Weltbetrieb durch ein Wirken aus dem, was ihm zu schauen vergönnt war im Heiligtum. Der Sünder sucht im »Betriebe« das Leben. Der Wirkende weiß, daß der Betrieb nur Tod ist. Er hat gelebt. Dies Leben hat sich verklärt vor seinem Blick. Wendet er den Blick zurück ins Leben, so ist es schon nicht mehr sein Leben, was er nunmehr dort wie-

4)

Wieder, wenn die Welt...  
all...  
von...  
von...  
von...

derfindet. Aus seinem Leben ist er ausgeschifft, auf fremdem Nachen steuert er in die Welt, das heißt in anderes Leben und das Leben der anderen Menschen zurück, um auch ihr Leben zu vollenden. [Er gehorcht seinem Gott und seiner Berufung.] Das Ende zieht ihn an, das ihm schon einmal in seinem Leben widerfahren ist, [damals als er sich selbst entsagt hat.] Dies Ende wirklich mit allen Kräften auszuwirken, ist des Mannes Teil. Beziehungslos quillt junges Leben auf [steigt kühn auf bis zum Firmament. Hier stößt es an seine Grenzen.] Bezogen auf den Stern, der über ihm aufging, bestimmt, Geschautes zu bewähren, steigt es aus dem lichten Raum des Geistes zurück in die Zeitlichkeit hinunter und hinab.

Mag dieser Weg steil oder sanft bergab führen, es ist immer ein Todespfad. Das Leben verwirkt der Mensch auf diesem Weg. Und dies Verwirken des Lebens, dies Gezogenwerden vom geschauten Ziel, dies, was Cromwell »stückweis sterben« nannte, ist kein »natürliches« Leben, sondern sein Gegenstück: berufenes [Wirken]. [Wir können im Diesseits nicht »übernatürlich« leben, wir sind keine Götter. Aber wir können aus dem Übernatürlichen und vom Übernatürlichen her, mit dem wir im Akt der Schau und Erleuchtung, Wiedergeburt und Wandlung konfrontiert worden sind, und das heißt »berufen« wirken. Die Sprache der Theologen ist oft lahm, soweit sie nur von Natur und Übernatur redet und das geheilte Wirken der vom Göttlichen angerührten Menschen nicht als dritten Akt des Lebensdramas anspricht.]

Es ist [dies berufene Wirken] kein [»]einfältig wandeln mit Deinem Gotte«, sondern ein wieder einfältig wandeln; es ist nicht mehr die eigene Antwort an Gott allein, sondern zugleich die Verantwortung für Gott vor den Menschen, ein Ding, wovon das bloße Leben in uns nichts weiß noch zu wissen braucht. Verantwortung für Gott vor den Menschen? Hier eben bauen sich die Gesetze des wirklichen Lebens auf, von denen die [»]christliche Moral« wenig weiß. [Hier wurzelt die Lehre von der Autorität.] Die Wirkungskreise [der erwachsenen Menschheit] die [ja] in

Menschenköpfe und Menschenherzen hineingegründet werden müssen, entnehmen ihre Autorität der göttlichen Vollmacht ihrer Stifter und Stiftenden. Aus dem »Vorleben« [und dem Grad von dessen Herzhaftigkeit] wird jedesmal die Autorität eines Wirkenden erneuert. Puppen als Amtsträger verwirken jedes Amt. Ein Amt kann lebendig bleiben, solange ein Amtsträger sein »Vorleben« einmünden läßt in seine Erkenntnis und seine Erkenntnis einmünden läßt in sein Amt, solange der Beruf [so] die Schale bleibt, in der sich seines Lebens Wahrheit auszuwirken [und zu bewähren] imstande ist.

Autorität ist wirklich Urheberschaft. Denn nichts geschieht, als daß ein Mensch sein Leben urhebt in eine Bahn, [von der Erde zur Sonne und vom Firmament wieder zur Erde dergestalt, daß] andere nach ihm [sie] auch wandeln dürfen. Wo solche Bahnen Menschen an sich, in sich, nach sich ziehen, da ist Autorität, erhobene Bahnung, [da ist die *via exaltata* des Bahnbrechers] wirksam.

Fast kein Mensch verfehlt ganz seines Lebens Bahn. Fast jeder kommt zu irgendeiner Wirkung auf beschiedenem Lebenswege. Nur wenn die Welt ganz und gar in Schwärmer, Pharisäer und Zöllner auseinanderbricht, wenn ein Volk nur noch aus Jugendbewegung des Gefühls, Orthodoxie des Geistes und Arbeitspolitik des Organisierens zu bestehen scheint, dann ist mehr als die beschiedene Bahn vonnöten. Denn [dann reißt] alle die, die solchen Teilbetrieben verfallen, [das Teilstück, [das Fragment] des Lebens, durch das sie [ihre Bahn] nur noch führt, wirkungslos hinunter [in die Hölle des Nichts]. Die Wirkungslosigkeit [z. B.] ist stets [Fluch der geistigen Welt]. Sie bringt es nicht fertig, die Welt der Tat zur Mitwirkung zu zwingen, [oder die Meuterei der Jugend beraubt heut die Wissenslehre der Hörer. Das Herz versagt sich dem Geist, zu dem es bestimmt ist.] Dann versiegt der Strom, der von der Kreatur in Bethlehem zum Schauen Gottes, von der höchsten Schau in der Wüste zum Wirken in die Schöpfung hinein einst führte. [Dann bahnt Gottes Barmherzigkeit dem Menschen neue Wege. Neue Autoritäten heben sich empor.

er =

die

Arbeits-  
Kampfs

Bahnung

Wird dann

die

die  
Worte  
Wörter  
aus

Denn neue Menschen haben den Weg des Anfängers selbst schauen dürfen. An ihnen ereignet sich wieder die Aufrichtung des Weges und seiner Stationen, der zwischen Tod und Geburt gespannt ist und zwischen Geburt und Tod drei Stationen kennt:

*Leben ; Lehre ; Wirken .*

IV.

Und in jeder dieser Stationen herrscht eine andere Ordnung und Verknüpfung. Anderes ist dem Lebenden gestattet als dem Lehrenden. [Es gibt daher drei verschiedene Ethiken und Moralen. Denn der »Naive«, der bloß Lebende] gehorcht noch Gewalten, die er nicht erwählt [hat]; er ist frei von Verantwortung, kann irren, Umwege machen, wie es sich gebührt. [Andere wirken für ihn, wie wenn Maria und Joseph um ihres Sohnes willen nach Ägypten fliehen. Er gehorcht einem fremden Gesetz.]

Der Lehrende gibt Beispiel. Ihm gilt daher am meisten von der [christlichen Moral] im engeren Sinne. Wer andere nachziehen will, der brauche geistige Mittel. Er kann nicht schweifend wie Faust immer strebend sich bemühen, doch auch nicht seine Tat gegen eine See von Plagen gewaltsam zwingen. [Er ist an seine Grenzen gekommen, er sondert sein Selbst von der Wahrheit. So muß er auch verhältnismäßig »selbstlos« lehren. Denn die Schau gelingt nur dem Selbstvergessenen. Er ist frei zu jedem Erkenntnisziel, aber unfrei in seinen Mitteln.

Ganz anders der Wirkende.] Der Wirkende vollendet und setzt durch. Er muß dem Reiz, der ihn zu neuen Zielen verführen will, entsagen und [dort] beharren, wo er hingestellt ist. Denn »wer fest auf dem Sinne beharrt, dem bildet die Welt sich«. [Dafür] darf er die Mittel, die er braucht, selbst wählen. Wenn Verschwendung des Jünglings Ehre ist, so kargt der Mann und hält sein Gut zu Rate, da er die Stelle kennt, an die's gehört [und niemand als er ihren Einsatz bestimmen und verantworten kann.]

Statt einer christlichen Moral erheben sich drei menschliche Gesetze, von denen jedes immer neu, solange wir atmen, Beachtung heischt. Denn wo wir lieben, verschwenden wir; wo wir

hoffen, dort säen wir nicht nur wie der, der lehrt und gläubig seine Lehrerpflicht erfüllt, nein, wo wir hoffen, da pflanzen wir und pflegen unseren eigenen Wirkungskreis als Garten und mit aller Kunst des Gärtners. In drei Ordnungen leben wir zugleich, auch wenn sich eine nach der anderen erst [im Lauf des Lebens vollständig] enthüllt.

Die Liebesgebote lauten anders als die des Glaubens. Die der Hoffnung des Gärtners anders als die des gläubigen Sämanns. Die Ordnung des Wirkens ist die Männerordnung des öffentlichen Lebens, ist das Volksgesetz. Die lautet anders als die Lehre von Mund zu Mund im abgetrennten Gefilde der Gedanken und als die Ordnung, die hier gilt. Und anders ist der Kreis der liebenden Gemeinde jugendlich verbunden und ohne Zwang gegliedert.

Die Zeit hat eine andere Bedeutung für den natürlichen Menschen, für den Schauenden und für den Wirkenden. Drei Zeitrechnungen muß man unterscheiden. Die Natürliche zählt nach den einzelnen Jahren, Epochen, Abschnitten des Wachstums und der Entfaltung des Selbst. Mit Recht; denn er lebt von außen nach innen, beeinflußt von den Jahreszeiten so gut wie von der Umwelt. Die Schau kennt keine Zeit. Eine Erkenntnis braucht achtzig Jahre oder eine Sekunde. Der Sinnende weiß nichts um ihre äußeren Fristen. Der Wirkende kennt nur das Tagwerk seiner Hände, das zu vollenden er Auftrag hat. Hier bedeuten verschieden lange Zeiträume dasselbe. Eine kunstvolle Transposition von Zeiten ist sinnvoll. Jesu Kreuzestod »bedeutet« als Wirkenszeit dasselbe wie Goethes Werkhälfte. In beiden vollzieht sich, wenn auch in verschiedener Vollkommenheit, die Rückkehr des Besonnenen auf die Erde. Die Gezeiten, die der Wirkende zu seiner Vollendung braucht, sind verschieden; das Maß natürlichen Vorlebens ist fast dasselbe für alle.

An diesem Punkte halten wir den Schlüssel in Händen zu dem gerade durch den Weltkrieg neuaufgerührten Geheimnis von der »politischen« Moral des Staatsmanns im Gegensatz zu der Moral des Privatmannes. Nicht Staat und Einzelmensch haben

verschiedene Moralen, sondern der Schaffende, der Schauende und das Naturkind in uns, wohlgemerkt in jedem von uns, muß wissen, was er tut. Sobald man Staat und Individuum einander entgegenstellt, muß man den Staat zum Leviathan machen und den einzelnen zur armen Christenseele. Dann ist der Staat herausgelöst, verabsolutiert, aus aller Beseelung durch göttliches Gebot. Sobald aber statt des staatlichen Apparates der Staatsmann als Träger geistigen Schaffens in sein Recht eingesetzt wird, ist er niemand anders als der Mann, der vollstrecken soll, was ihm aufgetragen ist, und verwirklichen, wozu er berufen ist. Die Staatsräson, der reine Zweckverstand wird Untertan der Sendung und Berufung und darf nur diese und das Maß ihrer Wahrheit auswirken. Dem Politiker ist daher sein Sterbestündlein gesetzt, er verwirkt sein Amt, dort, wo der Götzendienst, der mit dem Staat getrieben wird, alle Wirkungen des Staates heilig hält. Auch ist nur soviel Wirksamkeit politischer Zweckvernunft erträglich, als Leben und Sinn in Völkern und Geistern zugleich am Werke sind. Die drei Ordnungen müssen alle drei gleich kräftig sein. Nur wo sie einander gegenseitig antreiben und verstärken, ist die menschlich-göttliche Dreifaltigkeit erfüllt. Die Polemik der »Realpolitiker« und Machiavellis mit den Ethosfanatikern ist so ungenießbar, weil sie das Göttliche im Menschen, jene im bloßen diktatorischen Imponieren und diese bloß in der bürgerlichen Moralthaftigkeit suchen. Deshalb mußte das Vollwunder der Dreifaltigkeit in einem Menschen Person werden, damit die Zerreißung des Menschen in einen teuflischen Riesen und einen göttlichen Zwerg, in Staat und Individuum, ein für allemal zerbräche. Wir begriffen und begreifen immer nur die unversöhnlichen Gegensätze von Staatsräson und Privatmoral, von ethischer Theorie und politischer Praxis. Und dem Staatsmann wird es speiübel von dem Pfarrergeschwätz; die Christen verzweifeln an der Welt. Aber die Schöpfung Gottes wird lebendig erhalten, weil sie in drei einander bedingenden Ordnungen schwingt.]

Deshalb ist jeder dieser Ordnungen der gleiche Ordner vorher-

gegangen. Und sie werden alle von Gott durchwandelt. Unsere eigene Bahn durch sie hindurch folgt nur den leuchtenden Spuren, die er in allen zurückließ.

Nur weil Gott in ihnen allen sich nicht unbezeugt gelassen hat, bringen wir Menschen den Mut auf, uns aus einer Ordnung in die andere hinüberzuwandeln, wenn die Stunde ruft; uns loszuringen aus der göttlichen Umklammerung, mit der uns jede einzelne verwahrt. Lebendige Seele ist nur, wer in jeder der drei personalen Formen doch noch dem Anruf offen bleibt, in eine der beiden andern überzugehen, falls das Gottes Wille ist. Und dies war der vollkommene Gehorsam des Erstlings, den er uns offenbart hat.

Zerbricht aber nicht der Mensch unter diesem Kreuz? Verliert er nicht so den starren Charakter, die stolze Persönlichkeit? Doch, diese beiden Naturalerscheinungen verliert er. Aber er zerbricht nicht.]

Was Gott sagt, steht gestaltet vor den Menschen. Die Worte Gottes sind die Menschenbahnen, die seine Kinder wandeln, nicht die Worte nur, die ihr Mund spricht. Der wirkende Mensch wird zum Worte, das der Schöpfer ins Buch des Lebens eintragen will. Er empfängt den Namen, mit dem er nun von den Menschen gelesen, gerufen, verstanden und mißverstanden wird bis an den Jüngsten Tag.

Deshalb nur kann der Mensch einfältig wandeln, weil Gott ihm dies nicht nur nach Menschenart befohlen hat, sondern namentlich. Denn alles, was Gott sagt, sagt er durch Namen, die seine Söhne vor den Menschen tragen müssen, bis ihre Wirksamkeit erlischt. Der Name des Menschen wartet vom ersten Tage darauf, ob Gott aus diesem Leben berufenes und namentliches Leben machen will. Der Name ist Geschenk bei der Geburt, Auszeichnung, wenn der Ruf an uns ergeht, Verpflichtung für den ruferhellten Weg. Der Name verbindet Leben, Schau und Wirken zu eines Menschen Wandel. Die Dreifaltigkeit, in der wir stehen, wird Einfalt durch den Namen, den wir führen und der uns führt. – Das Leben Jesu versagt sich dem biographischen

Räsonnement. Seine Lehre versagt sich den Lehrbüchern der Moral. Sein Wirken drang als Fremdkörper in die weltliche Geschichte.

Denn seine Geschichte ragt in die Welt aus einer anderen Welt. Sein Schauen floß aus unbegrenztem Streben; sein Leben trug ganz und vollständig Frucht. [Aber im Namen des Gottessohnes geschieht all dies. Und dadurch geschieht es in göttlicher Einfalt.]

Wo immer wir das Buch des Lebens aufschlagen möchten ohne ihn, wo uns das Leben reizt, wie's neu und unbefangen sprudelt, da fragen wir alsbald nach dem Siegel des Lebens, dem Namen, den [alles] menschliche Leben tragen soll. Und den wir inmitten unseres Weges vergaßen um des Lebens willen, den Anfänger unseres Glaubens, der wächst uns da, wo wir den Maßstab brauchen, den Messer des Lebens, als Vollender unseres Glaubens aus allen Gestalten [namentlich] wieder hervor.

Es dauert lange, bis die Sprachen erschlossen werden, daß sie das in eigener Melodie singen können, was durch die Ereignisse vom Himmel her in sie hineingeblasen wird. Es dauert, bis aus dem Odem Gottes die lebendige Seele wird. Luther mußte in Koburg an die Wand mit Kreide schreiben: Christus vivit. Das Theologenwort des Χριστός wird [noch] nicht [damit] übersetzt [ins Deutsche], wenn es Krist geschrieben wird. Christus vivit kann erst übersetzt werden, nachdem die christliche Form der Lebensbahn uns in Fleisch und Blut übergegangen ist. Seitdem uns des Menschen Leben in seine großen Stationen gegliedert nach sich zieht, [so] daß auch unser Lauf aus Diesseits [irgendwo aus dem Leben] in [ein] Jenseits [– dort das Schauen – und zurück ins Diesseits – hier das Wirken –] führt, seitdem kann die Sterbebahn des Jesus von Nazareth als unseres Erlösers deutsch beschrieben werden. Statt »Christus vivit« heißt es: Jesus wirkt. [Und die drei Atemzüge des göttlichen Schöpfers, Offenbarers, Erlösers spiegelt das Ebenbild des dreieinigen Gottes in Leben, Lehre und Wirken. Geschöpf des Vaters, Bruder des Sohns, Mitwirker des Reichs – das ist die Dreifaltigkeit in uns Menschen.]

## DER ENDGÜLTIGE MENSCH

---

Es hat Gott 5000 Jahre gekostet, bevor sein Sohn, der Mensch, sah, was er tat, wenn er sprach.

Wer spricht, tötet und macht lebendig. Denn er muß jedem Vorgang die Zeit ansagen, in der er geschieht, und den Ort anberaumen, an dem er vorgeht. Die Zeiten wechseln, die Territorien werden größer oder kleiner. Sage ich: Die Kultur Europas führt, so glaube ich an Europa. Sage ich: Kultur ist stark genug, auch den Fall Europas zu überleben, so glaube ich an die Kultur. Sage ich: Nach dem Fall Europas ist die Kultur obdachlos geworden, so glaube ich nicht mehr an Europa und zittre für die Kultur.

In allen drei Fällen aber fährt mein Wort als Schwert zwischen das von mir zum Leben und das von mir zum Sterben bestimmte. Und kein einziges Wort, das ein gläubiger Mensch je gesprochen, wurde in der Welt laut, ohne solche Entscheidung zu fällen.

Die Menschen haben aber schon 5000 Jahre lang gesprochen, ohne öffentlich zu wissen, was sie taten. Doch alle Antiken haben sich gesehnt, es zu wissen. Viele einzelne Seelen haben es geahnt. Einzelne haben es gewußt. Die meisten haben im Glauben gelebt, auch ohne viel zu wissen. Sie haben treuherzig gesprochen.

Das erste Wort des Neuen Testaments sagt: In 5000 Jahren ist ein neuer Mensch geschaffen worden. »Dies ist das Buch von der Schöpfung des endgültigen Menschen«, beginnt das Evangelium Matthäi.

Der Luthertext verfälscht diesen Sinn. Er macht »dies Buch von der Schöpfung« zu einem Vers im ersten Kapitel. Seit Luther ist das Neue Testament immer schlechter gelesen worden. Um 1900 las man es als »Christuslegenden« oder als »Leben Jesu«.

Das Neue Testament ist aber das Vorbild des Kopernikus. Die Astronomie will nicht die Tagessonne, die du siehst, beschreiben; die Kopernikanische Astronomie beschreibt vielmehr die Millionen Jahre der Sternbahnen. Ob du die Sonne heute siehst, ist gleichgültig für eine endgültige Astronomie! Sie ist gültig für den Astronomen von 1543 und von 2043. Sie ist nämlich gültig für den Schöpfer der Sonne. Denn die Wissenschaft und die Kunst hoffen mit Gottes Augen die Welt zu sehen.

Das Neue Testament ist der Vorgänger aller modernen Wissenschaften. Die Zeitgenossen Jesu interessieren so wenig, wie den Kopernikus das Niesen Karls V. durch einen Sonnenstrahl am 1. Juli 1530.

Aber in dem Kreisen des schaffenden Gottes ist unter Pontius Pilatus der endgültige Mensch nach 5000 Jahren »auf der Bildfläche« erschienen. In unsrem Falle hat der abgegriffene Ausdruck »Auf der Bildfläche«, tiefe Wahrheit.

Gott ist unsichtbar. Der Mensch, der sein Ebenbild sein will, muß also auch unsichtbar bleiben. Alle Erzieher für ein sichtbares Ideal sind vorchristlich. Das göttliche Ebenbild ist inkognito. Niemand kann das geheimste Leben einer lebenden Seele sehen; denn in ihr ist Gott gerade am Werk, sich uns durch ein weiteres Wort weiter zu offenbaren. Jede Seele ist der nächste Satz Gottes. Mit jedem Liebëspaar zweier Seelen erschafft Gott seit Christi Geburt eine neue Spezies innerhalb unserer Spezies »Homo Imago«. Also ist diese hinzutretende Spezies erst sichtbar, wenn sie fertig gestellt ist. Erst im Tode erscheint jeder Gedanke Gottes auf der Bildfläche des Lebens! Jesu Auferstehung heißt, auf der Bildfläche unsres Lebens ist der endgültige Homo Imago sichtbar geworden; der vollkommene Sprecher; dieser Mensch ist der erste gewesen, der gewußt hat, was er tat, als und indem er sprach und seiner eigenen Worte völliger Hörer war.

Das erste Kapitel des Matthäus spricht also aus, daß Gott den zweiten Adam in Geburtswehen von 14 Generationen dem Weltenschoße abgerungen hat. Das erste Kapitel enthält kein

Geschlechtsregister – so liest es die »liberale Theologie« – sondern mißt den Heilsweg mit Hilfe der Generationen. Wo wir abstrakt und physikalisch nach »Jahrhunderten« in der Geschichte der Rasse rechnen, denkt Matthäus realistisch-biologisch. Vierzehn Generationen sind biologisches Maß; und wo es um uns geborene und gezeugte Kreaturen geht, hat ein »Wuchs«, eine Generatio, offenbar mehr Sinn als ein Jahrhundert. Wir kennen Ampères und Volts, Ergs und Faradays zum Messen in der Physik. Das Evangelium des Matthäus, als die erste Rassenkunde, hat als Maßstab »Wüchse«, Generationen von 25–33 Jahren. Ich halte dafür, daß im Neuen Testament die erste wissenschaftliche Nomenklatur für unser Geschlecht zu finden ist, um den ewigen Strom und das ewige Leben und die ewige Verheißung der Rasse auf einen Nenner zu bringen.

In »Wüchsen« wächst und schwindet die Kraft jedes Namens und jedes Wortes. Namen schließen Ehen. Sänge bauen die Mauern von Theben und grenzen Reiche ab. Worte schleudern Völker in die Zukunft. Worte vergleichen die Geister aller Zeiten. Geschlecht nach Geschlecht wird von seinem Stichwort, vom Geist seiner Zeit, ins Leben gerufen und aus dem Leben entsetzt.

Aber der Sprecher der Rasse durch alle Geschlechter ist der Osterheld. Ihm war seine eigne Zeit nur das Sprungbrett in den Ozean der Zeiten. Die Sprache seines Volkes war ihm das Sprungbrett in den Ozean der Sprache. Das Lehen seines Leibes wurde ihm das Sprungbrett in den Ozean der menschlichen Rasse. Das Neue Testament begründet Physik, Astronomie, Chemie und Biologie, Soziologie und Psychologie des menschlichen Geschlechts auf die drei Grundfragen:

Was sind Zeiten?

Was sind Sprachen?

Was sind Rassen?

Es entdeckt die drei von Jesus endgültig gegebenen Antworten:  
 1. Zeiten sind Aspekte, über die der Homo Imago frei verfügen soll. Stamm, Reich, Volk, Idee sind das grammatische Geflecht,

in dem der Liebende nie verstrickt bleiben soll; nein, er soll es *jederzeit* abwandeln.

Der Mensch soll zu seinen Lebzeiten alle Zeiten, nämlich alle Zeitaspekte frei nach der Sprache seines Herzens abwandeln. Dies Durchwandeln ist meine oder deine Lebenszeit.

2. Sprache ist die Antwort, die ein Vernehmender und Hörender auf die Ernennung zum Menschen durch Gott gibt. Sprechend trete ich mein Amt an, das Gott in meiner Benennung mir verliehen hat.

3. Die Rasse des Homo Imago Dei besteht aus Antlitzen, ein Mensch ist ein sein Gesicht entgegenhebendes Wesen. Dem Wort Antlitz ist entsprechend nicht »mein Gesicht«, sondern »mein dich oder dein mich anblickendes Gesicht, mein von dir angeblicktes Gesicht.« Unsere Rasse kommt also nicht so zustande, daß Männlein und Weiblein sich begatten; dann zeugen sie Viecher. Die Menschen müssen einander anblicken und ihr schön menschlich Antlitz einander zuhalten. Das Antlitz ist ein Gesicht, dem sowohl aktives wie passives Ansehen widerfährt.

Jesus schafft diese Rasse, in der auch noch die Feinde erst Menschen werden, wenn sie einander anblicken. Jesus offenbart den Homo Imago allen Homines Quadrupedes, die noch nicht auf zwei Beinen zu leben wußten. Und Jesus erlöst die, welche einander ansehend leben, von dem Wahn, daß sie in einander nicht Ebenbilder, sondern Gott selber sähen.

In Jesus ist die Hyperbel Gottes als ein Segment der Zeit sichtbar geworden, sie ist also auf der Bildfläche erschienen. Sie ist es aber als Zeitabszisse, also nicht als Bildnisstatue, sondern als Sterbeprozess, als Leidensgeschichte.

Gott erscheint auf der Bildfläche nicht als deus ex machina, wie im griechischen Theater oder wenn Pharao Horus mythisch vom Mittelmeer übers Rote Meer »plötzlich wieder« in Nubien ist, damit die Nilreise wieder schön vom ersten Katarakt rückwärts liturgisch verlaufen kann.

Gott erscheint auf der Bildfläche, weil die Maschine der Welt gegen ihn haßerfüllt anlauft als »Machina in Deum«. Jesus hat

jedem Mythos der Antike, jedem Schnürboden der Priester, jedem Geheimkult der Mysten, also jedem Deus ex Machina Einhalt geboten, der von Machinationen Verwundbare, der den Panzer der Welt ablehnende, der damit ins Herzinnere der Welt sich wieder einsetzende Gott.

Pharao hatte sich zum Weltenherz den Mittag und Mitternachten eingesetzt. Jesus aber hat sich zum Herzen zwischen Vorchristen und Nachchristen, zwischen den Antiken und unserer Ära eingesetzt. Seine zwei Herzkammern als Jesus und als Christus teilen jeden Augenblick einer der beiden Menschheitshälften zu. Weiber und Männer stellt der Stamm so gegeneinander, daß sie sich im schönen Frieden der Ehe liebevoll ansehen können. Tag und Nacht hören auf sich zu hassen, wenn Horus die Tag- und Nachtseite der Welt versöhnt. Moses hat Gottes Schaffen und das Volk versöhnt. Christus aber versöhnt die Jesus in jedem von uns ermordende Maschinenmenschheit der vorchristlichen Zeiten mit dem aus Christus wieder auferstandenen beseelten Menschengeschlecht. In ihm sehen sich die Todfeinde der Zeitalter an. Da nur, wo die Menschen einander anblicken, die Rasse geschaffen wird, so gibt es erst wieder eine einheitliche Rasse, seit sich alle Zeiten gegenseitig erblicken.

Was ist vorchristlich? Der deus ex machina. Weshalb? Weil hier der Geist einem mechanischen Ablauf nachlaufen muß. Der Mediziner, der Prophet, der Sterndeuter, der Poet: sie sind die vorgeschriebenen, vorherbestimmten, vorhergesagten Wege der göttlichen Begeisterung. Wenn du den Federputz des Zauberers der Sioux siehst, dann weißt du: daher kommt den Sioux ihr Geist. Wenn Pharao träumt, dann schickt er zum Psychoanalytiker und so weiß er von wannen ihm diese Wissenschaft der Traumdeutung kommt.

Auf allen diesen maschinellen Wegen reist der Geist der Welt auch heut noch einher. Jesus Christus ist aber der Weg des geheilten Geistes. Alle vier Kalender der antiken Maschinenwelt hat sein Herz zerbrochen und aufgelöst. Ganz naiv hat jeder mann sich diese Freiheit von ihm genommen.

Das ist also nachchristlich: auf Gott kann man nie rechnen, aber er kommt! Sollte er einmal auf der Maschine kommen, so ist das ebenso überraschend, wie wenn er auf freiem Feld sich ereignet. Nicht mal das darfst du sagen, daß Gott nie auf einem der gebahnten Wege der Welt einherkommt. Das tut er nämlich auch. Gebahnt oder ungebahnt: alle Wege sind ihm möglich.

Was ist christlich? Daß aus den Maschinen-Wege ein neuer Weg sich herauslöst, der nächste Weg. Christus ist dein nächster Weg. Woran erkennst du ihn? Daß du ihn dir nicht ausgedacht hast. Daß er dir gestattet, Zukunft und Vergangenheit mit Namen zu nennen; daß er dir gestattet, deine Feinde anzusehen.

Unser Weg in die Welt ist die Wahrheit. Denn die Wahrheit gilt für Freund und Feind. Unser Weg ist das Leben, dann das Leben entspringt jedesmal, wenn ein Lebensabschnitt Vergangenheit wird. Der Sohn Mariens hat aus Vernehmen, Ansehen und Sprechen das Menschengeschlecht gestiftet, als der Weg, den die Machina der Welt »hervorkreuzigt«, als die Wahrheit, welche Feinde übers Kreuz sich sehen lehrt, als das Leben, welches aus Todeserklärungen und Ins-Leben-rufen flutet.

Das erste Evangelium spricht diesen ersten Satz des ganzen Neuen Testaments aus. Das Matthäus-Evangelium ist als die fünf Bücher des Gebots der neuen Rasse den fünf Büchern Mose entgegengebildet. Heut solltest du nicht so leicht irgendjemand das Neue Testament einhändigen. Denn die Augen sind erloschen. Die heutigen Menschen sind vor ihre Antiken zurückgesunken, sind als Herbstlaub abgefallen von ihrer Sprache. Sie sprechen ja nicht mehr, sie wännen zu denken. Schlagen sie das Evangelium auf, so lesen sie: Buch von der Geburt Jesu Christi. Arme um ihre eigene Biographie betrogene Individuen: Sie werden sich an dem Buch den Tod holen. Sie verderben auch die 5000jährige Vorgeschichte, die das Buch Genesis des alten Bundes erzählt, denn das Buch von der Erfüllung durch die als Frucht menschlicher Sippen in 42 Generationen möglich gewordene Erschaffung des endgültigen Menschen bleibt ja dem göltigen ersten Buche Moses entgegengestellt.

Diesem endgültigen Menschen verdanken wir den endgültigen Weg unseres Glaubens. Seit Christus hat Gott seinen endgültigen Namen. Er ist der Vater dieses Sohnes.

Dem endgültigen Menschen verdanken wir zweitens die endgültige Wahrheit über die Welt. Seit ihm können wir auf eine Wissenschaft von den Räumen und Maschinen der Welt hoffen. Diesem endgültigen Menschen verdanken wir schließlich das endgültige Leben der Rasse. Seit dem kann sich das Geschlecht immer ansehnlicher vermehren: Ihr sollt Euch hinaufzeugen, mußte der arme Antichrist sich heiser schreien. Ihr dürft Euch als Ebenbilder Christi und seiner Kirche ansehen, aussprechen und vermählen und die gesamte Geschichte des gesamten Menschengeschlechts vollzieht und erneuert sich in Eurer Ehe als Stammesgleichnis, in Euren Lebensstationen als Sternengleichnis, in Euren politischen Kämpfen als Prophetengleichnis, in Euren Werken als Geniusgleichnis. Sie erneuert sich, wenn ihr hoch über diese teilweisen Gleichnisse dem Homo Imago unterstellt bleibt, der in der Mitte der Zeiten täglich gestern und morgen neu benennt.

Das Meßopfer der alten Kirche hatte diese Unterstellung aller nachchristlichen Menschen unter Christus für ihre vorchristlichen Sonderungen zum Inhalt. Das ist der vierfältige Sinn des Wortes »missa«. Mission, Admission, Remission, Omission gehören zur »Sendung«.

Im Meßopfer wird missioniert. Im Meßopfer wird der Geist Gottes herabgesandt. Im Meßopfer werden dem Geist die Teilgeister »compromittiert«, die Sünden remittiert. Und wir werden zu Gesandten, zu Missionaren Gottes. Denn der eigentlich vorchristliche Teil unser aller, unser eigener Wille, unsere eigenen Vorstellungen, unsere eigene Rasse, werden in dem Gottesdienst freier Herzen täglich dahin gegeben, von wo sie wiederkehren können, um die Toten und die Lebenden zu richten. In jedem Meßopfer ergeht ein Jüngstes Gericht, denn antike Menschen sind in die Hölle mit ihrem Herrn hinuntergestiegen und stehen als Zeitgenossen der christlichen Ära aus dieser Hölle

auf. Die Gottesdienste der Christen sind also nicht mythisch. Denn wir opfern in ihnen die Gefäße unserer antiken Mythen: Stamm, Volk, Reich, Kunst und Wissenschaft, auf.

Wir bitten, unsere Ehegatten, Kinder oder Eltern nicht zu vergöttern, wir bitten, unser Vaterland, Reich, Staat, Kaiser, Führer nicht zu verherrlichen. Wir bitten, unsere Programme, Ideale, Utopien nicht zu ernst zu nehmen. Und wir bitten, nicht zu ungeduldig über das Ende der Welt zu werden und nicht zu geduldig über den Schlaf der Welt.

Mithin werden im Meßopfer die Geisteshaltungen geopfert, aus denen heraus der antike Mensch in uns Sühne, Sündenböcke, Schätze, Revolutionen und Sensationen brauchte und braucht. Die eintönige Formel: »unblutiges Opfer« für die Messe, und der Zusatz, daß Christus sich ein für allemal geopfert, scheint selten noch Anklang zu finden. Denn das harmlose Fallobst der Individuen hat erst durch die Mörder des Rechts und das Massakrieren der Liebe wieder lernen müssen, wie »natürlich« unblutige Menschopfer vorkommen.

Nur wer sich der Preisgabe seiner Zeitdaten unterstellt, kann je hoffen, von der Opfersucht frei zu werden und indem ihm seine Gier Opfer zu schlachten, vergeht, vergeht ihm seine alte Welt mit ihren netten Daten und Grenzen. Den Deutschen besonders ist eine neue Zeit und eine neue Örtlichkeit angewiesen, aber nur dem, der erst wieder »Gestern« und »Morgen« sagen lernt. Denn Gott hat den ersten Adam geschaffen und den zweiten, Gott läßt ja auch die Planeten um die Sonne kreisen und trotzdem die Elektronen im Atom auch sich bewegen. Der kleine Mensch, der einzelne Mensch und der große Mensch, die Rasse sind wie Atom und Sonnensystem. Der Ungläubige sucht das Sonnensystem aus dem Atom zu erklären, der gläubige Gelehrte lernt aus dem Sonnensystem für das Atom.

Immer stehen uns beide Wege offen. Du kannst die besten Viehzüchter über deine Ehe konsultieren, oder die besten Eheleute über das Viehzüchten.

So kannst du die Weltgeschichte aus Menschen aufbauen, oder

die Menschen aus der Geschichte unsres Geschlechts. Die letztere Methode ist die Methode dieses Buches. Der große Mensch erklärt alle kleinen; der geeinte Mensch erklärt die einzelnen Menschen.

Denn den einzelnen Menschen gibt es erst, weil er angesehen, angesprochen und gehört wird. Der einzelne Mensch ist also die Frucht des Wortes und nicht die Frucht der Befruchtung des Eis. Jedes Wort des Neuen Testaments ist auf dies Thema geschrieben.

So ist das Neue Testament heut unlesbar. Denn weder Individuen noch Massen wollen wissen, daß sie ins Leben gerufen sind. Die Individuen hintersinnen sich und denken. Die Massen »verträumen« sich und brüllen laut.

Das erste Kapitel des Matthäus ist ihnen daher ein gedankenloses und lautloses Kapitel. Es ist nämlich weder individuell noch massiv geschrieben. Es nennt das Kind beim Namen; wie Jesus von der Antike her, von seinen Peinigern her, und von denen, die sich ihm unterstellen, genannt wird, so wird er da genannt: der Judenjunge, das Menschenkind, der Sohn Gottes stehend zur Rechten des Vaters, von wannen er dir täglich deine Lebenden und deine Toten richtet.

»Dies ist das Buch von der Schöpfung des Jesus, der der endgültige Mensch geworden, der Sohn des Königs des Gottesvolks, der Sohn dessen, dem zuerst der Schöpfer als dem Vater des einheitlichen Menschengeschlechts vertraut hat.«

## DIE NAMEN GOTTES

---

Blutzeugen, auch Laien standen in der alten Kirche über den Bischöfen. Auch Hitlers Blutzeugen Hans Häften, Delp, Moltke, Hofacker ragen über die Theologen aller Konfessionen empor. Es zeugt von dem völligen Tode der etablierten Landeskirchen, daß es weder eine Hans-von-Häften-, noch eine Helmuth-von-Moltke-Kirche oder -Schule im evangelischen Lande gibt. Dietrich Bonnhöfer haben die Pfaffen sein politisches Martyrium vergeben, weil er Pfarrer und Theologe vorher gewesen war, und sie sich hinter diese, seine fachliche Vorgeschichte verkriechen können. Die sogenannten Kirchen stehen unter der Devise: »Bonn zahlt alles«. Christus aber lebt nur da, wo Unbezahlbares geschieht, geschehen ist und geschehen wird.

Und das Martyrium ist deshalb der Grenzfall, aus dem wir aus unserer Lebensfaulheit zurückgescheucht werden in den Sterbengang mit dem Erstling unseres Glaubens, dem Blutzeugen.

Nun offenbart sich der wahre Name Gottes anders als den bezahlten Theologen der Gehaltsklassen A bis Z, die ihm ja nur nachbeten.

Nur der Name, den der z. B. von Hitlers Schergen zum Todesgang abholte, geseufzt hat, gebietet Glauben. Ob da nun das Schmaj Israel oder der Dreieinige oder Christus allein angerufen worden ist, so nehmen uns diese gläubigen Anrufe doch in Pflicht. Ist es nicht seltsam, daß über die Namen Gottes gefahrlos debattiert wird, so als seien sie Vokabeln?

Sie sind die äußersten Punkte, von denen aus wir nicht den Verstand zu verlieren brauchen. 1848 wurde in Prag ein Freiheitskämpfer zum Richtplatz geführt. Ein Geistlicher begleitete ihn. Dem bewies – man beachte, bewies – der Verurteilte, mit messerscharfer, seinem Beruf als Mathematiker entnommener Logik, daß er nicht hingerichtet werden könne. Dies blieb sein

Trost, bis sein Haupt fiel. Hier wurde der eigene, glänzende Geist an Gottes Stelle angerufen. Ein moderner Leser, vor allen Dingen die reichen Leute des Wirtschaftswunders, die geradezu alles aufbieten, um den Märtyrern unter Hitler, von Stauffenberg bis Schlabrendorff, die Ehren noch nachträglich abzuschneiden, wird sagen: ein Trost ist so gut wie ein anderer. Dieser Mathematiker hat seinen Verstand als Morphinum benutzt. Ein anderer Sterbender kriegt wirkliches Morphinum eingespritzt. Was ist schon der Unterschied zwischen dem einen Trost und dem anderen?

Wenn jeder von uns so allein steht wie das Morphinum und der logische Beweis uns vereinzelt behandeln, dann kommt es nicht darauf an, wie die letzten Minuten verbracht werden. Dann gibt es auch keine Blutzeugen. Dann ist der Tod ein Herausruf, dessen Umstände so zufällig sind wie das Haus dieses Lebens, aus dem uns der Tod hinauswirft. Offenbar sind die Produkte oder Produzenten des Wirtschaftswunders dieser Art. Unter acht Ehepaaren dieser Menschenaffensorte, jeder Millionär, hat jeder Ehemann mit jeder Ehefrau geschlafen, damit man sich doch »wirklich kennen lerne«. Diese sechzehn sind also bereits tot. Vieler Zeitgenossen Tod ist mithin deshalb reiner Zufall, weil sie bereits seit Jahrzehnten gestorben sind; sie wissen es bloß nicht.

Je weniger zufällig wir leben, desto bestimmter vollendet uns der Tod. Goethe starb »liebesstark und geistesmächtig bis zum letzten Atemzug«. So setzte es die Schwiegertochter ins Blättchen; aber so entsprach es auch Goethes Glauben. »Denn das Leben ist die Liebe. Und der Liebe Leben Geist.«

Sollte also unser letztes Wort doch ein Hauptwort sein können, sollte das Eli, Eli Asabthani, Herr, mein Gott, warum hast Du mich verlassen, mehr über die Göttlichkeit Jesu verraten, als irgendein anderes Wort, weil hier der Sohn, seiner eigenen Vollendung sicher, unbefangene Klage erhob?

Nach dem Jahre 177 nach Christi Geburt erlebte die Stadt Lyon eine Christenverfolgung. Unter den Blutzeugen war ein Attalus.

Er wurde auf einen Eisenstuhl gesetzt und verbrannt, und der Brandgeruch breitete sich aus. Da sagte Attalus zu dem Pöbel: Was Ihr tut heißt Menschen fressen. Weder fressen wir (– die Christen –) Menschen, noch tun wir sonst irgend etwas Böses. Sie fragten ihn, welchen Namen der Gott trage, er antwortete:

»Gott hat nicht einen Namen so wie ein Mensch.«<sup>1</sup>

Hier hat ein Blutzuge einen einfachen Namen Gottes aus dem Glauben an den dreieinigen Gott heraus, geleugnet. Wir schulden ihm, dies Sterbewort ernst zu nehmen. Den selig Sterbenden selber füllt Gott. Daher weiß er seinen Namen nicht mehr. Er müßte ja sonst sich, Attalus, den Gottbegeisterten, mitgenannt haben. Als der Graf Helmuth James von Moltke zum Erhängen schritt, sagte er zum begleitenden Pfarrer nur: Im Himmel sehen wir uns wieder. Da war der ewige und der lebendige Gott in ihm mächtig, und deshalb werden die Landeskirchen verfallen, die ihn totsichweigen, und die Weltkinder, die ihn ehren, werden leben. Daher ist es Mode geworden, sich zu rühmen, daß es auf seinen Namen nicht ankomme. Der Freigeist deklamiert mit frommem Augenaufschlag: »Wer mag ihn nennen und ihn bekennen!« und ist so alles Erwähnen Gottes ledig. John D. Rockefeller jr. schrieb an das Ende eines langen Bekenntnisses den folgenden Satz: »I believe in the all-wise and all-loving God, named by whatever name and that the individual's highest fulfillment, greatest happiness, and wisest usefulness are to be found in living in harmony with His will.«

Wie wir aber den Willen Gottes tun können, der Baal, Bluthund, Vitzliputzli, Wishna, Venus, Wotan oder Jehovah heißen mag, bleibt ungesagt in dieser heute so beliebten Mode, Gott zu entkleiden. Gott wird nicht in einem Blechmarkennamen registrierbar wie ich bei einer Volkszählung. Aber die Rebellion, die behauptet, er könne beliebig heißen, ist zu weit gegangen. Ihr Grenzen zu setzen ist meines Lebens Anstrengung. Diese Re-

<sup>1</sup> Eusebius, Kirchengeschichte V, 1, 52.

bellion der abgelaufenen zwei Jahrhunderte ging von Gott aus als von dem »Urheber« der Welt. Aber daß Gott die Welt bewege, das weiß Aristoteles freilich allein von Gott. Aber der gläubige Mensch weiß, daß Gott ihm selber ein fleischernes Herz, einen Mund und eine Kehle verliehen hat, um ihn zu preisen. Und nur deshalb weißt Du, daß Gott so wie er Dich eben jetzt erschafft, auch die Welt zu Ende schaffen wird. Und zwar bedient sich Gott bei beiden Schöpfungen der Macht des Wortes. Denn er beruft uns, und wir hören seinen Anspruch, und was alles wir selber sagen, ist entweder der Versuch, ihm Rede und Antwort zu stehen, oder an ihm vorbei zu kommen durch unverbindliches Geschwätz, zweideutiges Offenlassen, anonymen Klatsch. Der Commissioner of Education im Kabinett F. D. Roosevelts kam zu zwei Vorträgen, die ich über die Arbeitslosen hielt. Sie waren betitelt: What they should make us think? What we should make them do. Hernach trank der Herr Unterrichtsminister bei mir Tee. Da ging er aus sich heraus und sagte: dies zitierte ich wörtlich: »You are absolutely right, but if you quote me on this, I shall deny it.« »Sie haben recht. Aber wenn Sie das von mir zitieren, werde ich es ableugnen.« Der Macht, die uns mit Sprache begabt, können wir uns versagen, wie dieser Herr. Aber gerade deshalb ist unsere Kraft zu sprechen um eine ganze Potenz schwächer als Gottes Macht, uns zum Sprechen zu ermächtigen. Sprachkraft und Sprachmacht müssen unterschieden werden. Es ist menschlich zu reden, aber es ist göttlich, uns zu Sprechern zu berufen. Deshalb heißt im Hebräischen der Name Prophet Nabi, nämlich der zum Sprechen Berufene. Denn er muß – oft zu seinem eigenen Verderben – sprechen, er kann nicht, wie jener »Erzieher« aus Washington lügen oder schweigen. Da im Alltag der Prophet für einen Luxus gilt – ganz zu Unrecht – so bedenke der Leser, daß er selber die göttliche Allmacht täglich über sein eigenes Gerede erhebt, wenn er als Berufsmensch urteilt, als Lehrer, als Pfarrer, als Fabrikant, als Arzt, als Abgeordneter, als Professor. Der größte Skeptiker unter den Philosophen verlangte, daß ihn seine Hörer

mit Herr Professor anredeten. Dieser Titel war also nicht nur etwas Menschliches, sondern etwas Übermenschliches, Unbestreitbares. Sämtliche Hoheitsnamen, Vater, Mutter, Doktor, Bürgermeister, in endloser Reihe, beziehen sich auf die göttliche Macht, Sprecher zu bestellen! Ein Titel wird daher immer »von oben« verliehen und erhöht die Stufe, von der aus der Titulierte zu sprechen vermag. Diese Erhöhung, ohne die keine Ordnung bestehen kann, entspricht unserm Glauben an göttliche Gewalten. Und ob nun der Staat oder die Hochschule oder das Olympische Komitee solche Ehrensprachrechte verleiht, immer treten wir mit ihrer Anerkennung in das Reich Gottes ein. Denn immer liegt die Ebene, dieses Angeredet-werden-müssens über uns einzelnen. Namen zu setzen, Titel zu verleihen, ist daher die einfachste Art, unseren Glauben an Gott oder Götter auszunutzen. Deshalb war der Kaiser von Österreich, von China, von Rußland, von Frankreich göttlich, solange ein Kaiser den Adel verlieh und in den Fürstenstand erhob. Denn jede Macht reicht in Gottes Bereich, die sich dessen unterwindet, auch die Eltern, die ihr Kind zwingend benennen, sind in diesem Akte Hohe Priester des sprachmächtigen Gottes.

Daher gibt es zwischen Gott und der einzelnen Seele echte Zwischeninstanzen, die an dem wahren Gottesnamen ihrerseits Anteil haben! John D. Rockefeller wußte das nicht, daß wir zwar nicht *alle* Namen Gottes kennen, daß wir aber auf Teile seines Namens sehr genau hören und antworten müssen. Kein Tag vergeht, an dem wir nicht einen von höherer Macht betitelten antelefonieren und um Rat bäten. Und da soll er, in dem alle diese Titel, Ratsnamen und Autoritäten zusammenlaufen, und aus dem heraus sie erfließen, namenlos sein? Das wäre wahn-sinnig. Der Nacktheitswahn hatte den guten Sinn, jede Verengung des Gottesnamens abzuwehren. Wir können allerdings Gott »nicht auf einmal« nennen. Mindestens dreimal muß der sterbliche Mund ansetzen, ehe er auch nur anfangen kann, den wahren Gott zu bezeugen. Aber die Namen Gottes, die ihn nicht lästern, und die sich unseren Lobpreis erzwingen, sind keine

Wahnideen. Sie sind Geschöpfe, durch die er uns beglückt und erleuchtet. Bei der Entartung der Zeit, die es wagt, von einem Begriff Gottes zu faseln, einem Begriff, der den Unbegreiflichen enthalten soll – eine »katholische« Anthropologenschule schreibt dicke Bücher über den Gottesbegriff! – mag der Leser zutraulich und unbefangen sich nur an die ihm vertrauten Titel Vater, Mutter, Doktor erinnern und an die Hoheit von Staat und Universität, aus welchen diese Namen zu Recht bestehen. An ihrem täglichen Gebrauch lernen wir mehr über Gottes wahren Namen als durch Definitionen. Denn wie gern lassen wir uns diese Ehrentitel gefallen. Und wie nahe treten sie an Gott heran. Die Einübung auf den Umgang mit Gott selber geschieht im Umgang mit seinen Teilgewalten.

»Ist doch ein Vater stets ein Gott«, läßt Goethe Iphigenie sagen. Denn welche Obmacht liegt allein in Vatersnamen? Die himmlischen Heerscharen dieser Zwischeninstanzen werden nicht sehr ernst von den Theologen genommen; eine um so größere Rolle spielen sie im wirklichen Leben auch dieser Theologen. Die Verleihung des Professortitels ist für manchen armen Teufel die erste Anweisung auf die Seligkeit. 1889 hat das preußische Staatsministerium unter Bismarcks Vorsitz den preußischen Oberkirchenrat überstimmt und Adolf Harnack aus dem hessischen Gießen an die Universität Berlin geholt. Damit begann Harnacks überkirchliche Laufbahn, unter dem Kaiser und König von Preußen, die ihn in den Adelsstand und das Präsidium der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft erhob. Der Leser kaue an dem Worte »erhob«. Die Zwischengewalten erheben den namenlosen, titellosen, standeslosen in einen von oben her auf ihn herabfließenden Stand oder Rang. Die Logik dieser von oben hinunterfließenden, einflußreichen Mächte führt zu ihrer Spitze, daß der Deismus, das Eingeständnis, »es mag wohl einen Gott geben«, sogar dem wilden Hurrahpatrioten leicht fällt. Der Führer des Unglaubens im Kirchenrecht, der Schweizer Stutz, war ein Renegat des Republikanismus. Bei seinem Gang in die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin zum Gottesdienst

pfliegte er den Psalmvers: »Unter Deinen Flügeln mögest Du uns beschützen«, ausdrücklich auf den preußischen Adler zu beziehen. Den rief er an: protege nos. Des Daseins dieses Adlers war er, den die Preußen zum Geheimrat erhoben hatten, sehr viel sicherer als des Eingreifens Gottes. Ulrich Stutz ist nur der durchschnittliche, millionste Bürger. Die himmlische Heerschar preußischer Staat trug einen Namen für ihn, den er anrief. Der Gott dahinter war eine äußerst zweifelhafte Angelegenheit, er war eine Idee, und es ist die Schwäche aller Ideen, daß sie in Frage gestellt werden können! Ich kenne das Lebenswerk dieses Mannes, und er hat mehr zur Ausbreitung des Atheismus beigetragen als viele kämpferische Freigeister. Wo immer der Name Gottes auf einen unteren Gewaltenträger herunterrutscht, wird er auf einen Wahn getragen, sagen die Zehn Gebote. Die Zehn Gebote sind nicht merkwürdig, weil sie das Morden und Bestehlen von Menschen verbieten. Sie sind so merkwürdig, weil sie das Bestehlen Gottes verbieten. »Trage seinen Namen nicht auf den Wahn!« Gerade das, was hier die Zehn Gebote voraussehen, tut der Nationalist mit seiner Nation, und der Demokrat mit dem Volk, und der Kommunist mit der Revolution. Die Zwischengewalten bestehlen Gott, und Millionen verfallen dadurch der Vernichtung.

Daher ist die Namenlosigkeit Gottes, für die der Christ Attalus 178 sein Leben gelassen hat, eine ernste Sache. Vielleicht wird das Bestehlen Gottes unmöglich gemacht, wenn Attalus recht hat und wenn Gott nicht einen Namen hat wie ein Mensch. Oder wäre es gerade umgekehrt? Öffnete der Umstand, daß der wahre Gott allerdings keinen Namen besitzt wie ein Mensch, dem Mißbrauch seines Namens Tür und Tor? Und bedürfte es deshalb der Blutzengen, damit ihre Namen den Namen Gottes zurechtrücken und den eingedrungenen Zwischengewalten wieder entrissen? Wäre Gott nur zusammen mit, ja nur an seinen Heiligen zu erkennen und zu bekennen? Für den, dessen Leben zu den Antworten auf Gottes Wort gehört, sind Gott und Mensch untrennbar geworden.

## WENN UNS HÖREN UND SEHEN VERGEHN...

---

*Für Ernst Michel*

Wenn uns Hören und Sehen vergehen, dann geht die Welt unserer Vorstellungen unter. Aber geht dann auch die Welt unter? Den seltsamsten Zug des Zeitalters, dem ich entstamme, finde ich darin, daß es diese Frage nie gestellt hat. Und ich fürchte, daß die Jungen sie erst recht nicht stellen; denn die Technik glaubt ja, der Bastler sei der wahre Mensch, und für die Ausbildung des Technikers genügen Auge und Ohr. Also wollen wir Alten fragen: Blüht und gedeiht das Reich anderer Sinne vielleicht gerade dadurch, daß uns erst einmal Hören und Sehen vergehen? Dazu müßte man wissen, ob denn alle unsere Sinne Vorstellungen erzeugen und ob sie schon deshalb »unsinnig« werden, weil sie »vorstellungslos« bleiben. Dringt vielleicht nur der zum Sinn durch, der Aug und Ohr einmal stilllegt?

Nach Ansicht der humanistischen Bildungsschicht allerdings sollen alle unsere Sinne auf sichtbare Vorstellungen hinwirken. Schopenhauers »Welt als Wille und Vorstellung« schwingt besonders überzeugend das Beil, durch dessen Spalthieb die Sinne Auge und Ohr auf die Seite der Vorstellungen, die anderen Sinne aber als »Sinnlichkeit« auf die Seite des wahnenden und rasenden Willens hinüberfallen. Der schmeckende, greifende, witternde Mensch walle »sinnlos«! So wird diese »Sinnlichkeit« mit dem Willen in eins gesetzt und dazu verurteilt, nur zu wännen. Aus dieser Schopenhauerlehre nährt sich das Lied des Hans Sachs in den Meistersingern: »Wahn, Wahn, überall Wahn...« Der Sensualität wurde der Sensus abgesprochen! Wenn Schopenhauer ins Bordell ging, wäunte er nur. Ach, das war wohl wahr.

Die Zeugungskraft und die Leidenschaft wurden mithin nicht

wie Sehen und Hören als Zeugen der Wahrheit anerkannt, sondern zu »Wähnen« des Willens degradiert. »Wahr«-nehmen, »einsehen«, könnten wir also nur mit Auge und Ohr, wobei die fatale Ausweitung des Blickfeldes durch die Worte »Ansicht«, »Einsicht«, »inneres Auge«, »Weltanschauung«, »Ideenwelt«, »Einblick«, zur Genüge zeigen, wie das Auge allen Vernunftgebrauch sprachlich erläutern soll. Die gesamte Psychologie von Herbart über Wundt zu William James und Wolfgang Köhler hat eben daher Psyche mit mens, d. h. Seele mit Vorstellungskraft gleichgesetzt. Die Psychologie, der William James seinen Ruhm verdankt, beginnt mit der kapitalen Dummheit: »Psychology is the science of the mental processes«, ist die Lehre von den Bewußtseinsvorgängen. Dagegen steht das Nötige in meiner *Angewandten Seelenkunde* von 1924 (am Ende dieses Bandes). Freilich wird seitdem tiefenpsychologisch, prälogisch und unterbewußt operiert. Aber der Teufel hole diese Ausdrücke. Sie sind alle darauf gegründet, daß die Augenweisheit, die Absicht, Einsicht, Ansicht »normal« seien, und sie werden an ihr bemessen. Der Psychologe mißt eben doch die Tiefen, das Unterbewußtsein, das Prälogische, das Archaische, das Primitive, das Intuitive, das Geniale, das Religiöse usw. von der Warte seines Bewußtseins. Dabei kenne ich keinen kümmerlicheren Menschen als den Psychoanalytiker einer amerikanischen Großstadt. Dieser Beruf scheint dort durch negative Auslese gefüllt zu werden. Laß heute zu deinem Geburtstag Hölderlin sprechen, der in den »Anmerkungen zur Antigona« uns mahnt, die Seele weiche auf ihren Höhepunkten dem Bewußtsein aus. Laß uns von der Ebene des Bewußtseins nach oben weiterschreiten, dort wo die »mens« (gleich »mind« der Angelsachsen) als ein höchst bescheidenes »Gleichmachwerkzeug« erscheint.

Wann steigert sich unser Leben über sein bisheriges Bewußtsein hinaus?

Wenn uns Hören und Sehen vergehen. Wenn wir leiden und wenn wir lieben, helfen uns weder unsere Augen noch unsere Ohren. Der von Gott mit unendlicher Seelenfülle gesegnete Jo-

soph Wittig hat unser Zeitalter das der vorstellungslosen Leiden getauft. Damit hat er darauf hingewiesen, es könne eine ganze Lebens Epoche sich von der Verführung durch Bilder und Vorstellungen wegzuwenden haben. Das Gebot, du sollst dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt weder von dem, was im Himmel droben, noch auf Erden unten, noch im Wasser, unter der Erde ist, ist übertreten worden in Europa, so als sei dies Urgebot leibhaftigen Gottesglaubens durch den Neuen Bund außer Kraft gesetzt. Da muß ich mich doch darauf besinnen, daß Gott noch 1096 nur als Christus in deutscher Skulptur dargestellt werden durfte, und in russischer Kunst war Gottvater noch 1600 nicht malbar. Unsere naive Frechheit, Gott mit weißem Bart »vorzustellen«, ist von Juden und Türken nie verstanden worden. Ob die sinnliche Schöpfung nicht gerade dadurch aus sinnhaften Eintrittten Gottvaters in unser Herz zu bloßen Phänomenen heruntergesunken ist, die nur auf unserer Netzhaut uns vorgestellt werden?

Ich will also sagen: Nicht im Vergleich zum Auge, nicht als Unfall von Einsichten oder Vorstellungen, Bildern oder Augenblicken darf unser »sinnliches in Gott schwimmen« gedeutet werden. Die Sinnlichkeit ist gleichnah zu Gott. Ihre Wege führen nicht über das Auge. Fern sei es von mir, dem Auge Unrecht zu tun. Aber heil ist nur das antlitzende Auge, das sich einem anderen Antlitze entgegenhebt. Denn nur dies starrt nicht mehr auf Gegenstände. Nur das antlitzende Vis-a-vis-Augenpaar erreicht die Kraft der anderen Sinne, Lebendiges lebendig zu lassen statt es stillzulegen und ihm wie seinem Beschauer jene Lauwärme der Stille mitzuteilen, in die uns jedes Stillehalten, jedes Beobachten, Aufstellen, Hinsehen hineinzwängt.

Aug' in Auge – da ist der Sinn des Auges allerdings nicht mehr bloß besonnen, sondern sinnhaft. In dem Wort »besonnen« – dem Lieblingswort des Aristoteles – wird unsere Sinnlichkeit auf die Seite der Vergangenheit zurückgerissen. Und ohne Besonnenheit können wir nichts erblicken. So wendet der Seher sich dem Vergangenen zu, sogar dann, wenn er es in eine Zu-

kunft projiziert. Denn er hat seine Bilder immer nur aus schon Geschehenem, aus früherer Vorstellung, auf die er sich besonnen hat.

Aber Liebe und Leid sind unbesonnen. Sie machen fassungslos. Sie ergreifen uns so, daß wir weder besonnen bleiben noch begreifen, wie wir vorher wähnen konnten, schon begriffen zu haben. Aber unsinnlich sind Liebe und Leid nicht. Im Gegenteil, sie geben uns den Sinn neu, ja zum ersten Male. Wer sich ihnen öffnet, darf sich nicht länger auf seine Einsicht stützen wollen. Sonst »hintersinnt« er sich. Das Einschalten des Augensinnes in Liebe oder Leid macht also krank. Dies führe ich nur an, um die Souveränität dieser Sinneshaltungen gegenüber dem Auge sicherzustellen.

Ich meine aber, es biete sich ein Weg prosaischer Analyse an, der das Leiden und das Lieben als volle Sinnesreiche jenseits von Hören und Sehen erweist. Denn wie lernen wir denn die Sinne des Auges und des Ohres? Das Menschlein kann bei der Geburt weder hören noch sehen. Es gehören viele Jahre Schulung dazu, damit jemand lerne, ganz Auge, ganz Ohr zu werden. Wie, wenn auch unser Lieben und Leiden lange Lernwege gingen, so daß ein langes Leben erst alle unsere Sinnesportfen voll öffnete?

Hören lernt der Gehorchende. Nur wer gehorcht, hört mit dem ganzen Leibe von der großen Zehe bis zum Scheitelhaar. Das geschieht normalerweise vom ersten bis zum siebten Lebensjahr. Aber Pagen, Kadetten, Nonnen setzen dies »Ganz-Ohr-werden« noch viel später fort. »Augenblicklich« aber lebt nicht der Säugling, sondern erst Knabe und Mädchen leben aus ihren Sichtbarkeiten. Zwischen dem siebten und vierzehnten Jahre sehen Kinder so scharf und so gemütlos, daß der Tod ihrer Großmutter ihnen ebenso klar vor Augen steht wie die Teile eines Flugzeuges.

Aber wehe, wenn dieser Weltanatom Auge und dieses gehorsame Baby auch noch nach der Pubertät aus Ohr und Auge die Welt erobern wollen. Dann kriegen wir den heutigen Großstadttechniker, der die Wirklichkeit mit der Welt verwechselt.

Ich erinnere hier an Adolf Portmanns wichtige Erkenntnis, daß unter den Tieren nur die Menschen nach der Geschlechtsreife weiterwachsen. Damit ist nämlich gesetzt, daß die erwachenden Liebes- und Leidenskräfte erst noch unseren mit ihnen ja noch weiterwachsenden Leib durchbluten und durchwirken und sogar umgestalten sollen; erst dann nämlich haben wir unseren Vorsprung vor den Tieren ausgestaltet. Wäre der asthenische, hochaufgeschossene, die Brust nie erweiternde Großstädter von 15 ein Fehlwuchs, weil er sogar in seiner Leibesstruktur nicht »von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt« werden könnte? Das ist die Frage, die zu stellen mir dringlich erscheint. Die Antwort aber hängt doch wohl an unserer Entscheidung, ob wir, so wie wir erst ganz Ohr, dann ganz Auge werden sollen, bevor wir die Pubertät erreichen, ob wir entsprechend auch von 14 bis 28 ganz Leid und ganz Liebe zu werden bestimmt sind.

Dann allerdings käme niemand in seine Menschlichkeit hinein, es sei denn, ihm vergingen erst einmal Hören und Sehen. Die Leiden der Initiation bei allen erfolgreichen Stämmen grenzen ja an das Absurde. Hätten diese Leiden hier ihren ewig unentbehrlichen Ausgangspunkt? Ich habe die Gedichte einer 14jährigen Neu-Engländerin aus dem Jahre 1802 gelesen. Hier wurde der Tod besungen, Tod der geliebten Schwester, Sterben der Mutter, Erwartung des eigenen Todes. Ich habe diese vergilbten Manuskripte 1934 zuerst mit dem modernen Urteil zur Kenntnis genommen, hier spreche eine krankhafte Askese, eine peinliche Lebenstrübsal sich aus. Ich hatte vermutlich Unrecht. Wie wir das Leid, das die »Puberes« ergreift, wie wir den Welt-schmerz über die Spaltung in die Geschlechter meistern, bleibe dahingestellt. Aber ich ziehe heute sogar Schuberts überpathetisches Lied »Ich unglückseliger Atlas, das ganze Leid der Welt muß ich tragen...« der leidlosen Technisierung des »Raumschiffahrt«-besessenen Hohlherzen, Jahrgang 1960, vor. Die Kraft, ganz Leid zu werden, hätte die Volkserziehung zu entwickeln. Unsere Pädagogen aber, irreführt durch die Wortwurzel in ihrem Namen, pais-Kind, erziehen ewige Kinder, leid-

lose Augen und Ohren, die im Leide stumpfsinnig bleiben, statt »Eingeweihte« zu werden!

So wenig wir aber ohne die Riten grausam schmerzhafter Initiation »ganz Leid« werden, so wenig werden wir »ganz Liebe«, ohne daß wir uns von ihr jahraus jahrein durchdringen lassen. Mit 79 Jahren hat Goethe seinen »Bräutigam« gedichtet. Da erst war er der ganz, der mit 22 gesungen hat: »Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde...«

Der Gesang ist wohl die deutlichste Ausgießung des Geistes durch unsere Glieder. Ich habe ein Zwölftonsystem aufgefunden, in dem wir zum Klingen kommen können, solange wir leben. Das steht in der »Vollzahl der Zeiten«. Hier, wo wir jenseits von Hören und Sehen langsam wachsende Sinne entdecken wollen, genügt es, auch die Liebeskraft über den Sexus genau so zu erhöhen, wie den Gehorsam über die Akustik des Ohres. Der potente Mann kann noch längst nicht lieben, sowenig wie der scharfhörige Verbrecher Gehorsam gelernt hat. Ganz Auge, ganz Ohr, ganz Leid, ganz Liebe zu werden, das scheinen mir Prozesse, die unser ganzes Leben wahren, die aber, grob gesprochen, jeweils sieben Jahre lang in uns eingepflanzt werden müssen derart, daß je einer dieser Sinne in dem Jahrsiebt die Führung »ersinnt«.

Die umstrittenste Stufe ist da die Initiation. Die Spuren dieses universalen Postulats sind bunt genug. Zum Beispiel hat die kirchliche Konfirmation früher eine wirkliche seelische Heimsuchung bei den Protestanten dargestellt: 250 Fragen kriegte der Erbprinz von Weimar vorgelegt! Bleich war der junge Konfirmand unter der Last der Gewissensfragen. Als aber die Konfirmationen statt grausam »schön« und »stimmungsvoll« wurden, verloren sie ihren Sinn. Der Militärdienst hat dann weltlich sein Leid verhängt. Auch da wurde eine Prägung hervorgerufen. Jetzt kommen die Kommunisten mit ihrer Jugendweihe. Richtig wird der Weg erst wieder aus der Lernschule ins »Leben« laufen, wenn die grausame Wucht des Leidens an dem Weltleid, wenn dies Erlernen des Weltschmerzes respektiert wird. Ge-

schiebt das nicht im Licht des Tages, im Lichte der Offenbarung, dann werden wir Feme-Riten und alle erdenklichen Scheußlichkeiten der Indianer und Neger ihren heimlichen Einzug unter den Halbstarcken halten sehen. Denn nur deshalb schwillt die Samenkraft in dem noch immer wachsenden Leibe des »Pubes«, damit seine individuelle Konstitution sich von der Bestimmung der Gattung mit umreißen, umbilden und erfüllen lasse. Die Tiere geraten bloß außer sich in der Brunst. Daher bleibt ihre »Individualität« außerhalb des Geschlechtsaktes. Sie sehen ja auch einander nicht an. Aber von uns gilt der großartige Vers C. F. Meyers:

Soll dich der Olymp begrüßen,  
Arme Psyche, mußt du büßen.  
Eros, der dich liebt und peinigt,  
Will dich selig und gereinigt.

Die Alten haben vielleicht besser als wir daran festgehalten, daß nur ein Bruch mit dem Weltbild des Kinderauges und der Kinderohren den Menschen in die Geschichte einbrechen lasse. Wir erfahren nämlich sozusagen unsere eigene Wirklichkeit in verkehrter Reihenfolge, durch Ohr und Auge zuerst, durch Leid und Liebe hernach. Darum müssen wir eines Tages diese biologische Reihenfolge ausdrücklich biographisch umstülpen. Wir müssen dank Leid und Liebe auf Auge und Ohr einen schrecklichen Moment lang verzichten und erst nach diesem Bruch sollen Auge und Ohr neu in Dienst treten, nunmehr aber unter der Leitung von Liebe und Leid. »Biologisch« und »biographisch« sind also Konträrbegriffe. Das wäre sofort klar, wenn wir endlich begriffen, es seien die Evangelien »Thanatographien«, Todesbeschreibungen. Wir müssen Liebe und Leid für die Ursinne erkennen, die über Ohr und Auge triumphieren und hinausragen. Aus 1. Ohr, 2. Auge, 3. Leid, 4. Liebe muß also eines Tages die Reihenfolge 1. Liebe, 2. Leid, 3. Auge, 4. Ohr werden. Denn nur wenn das geschieht, begreift der Ergriffene, daß er den Schöpfungsprozeß schon damals weiterzuführen begann, als

er noch harmlos bloß zuzuhören und zuzusehen glaubte. Ausdrücklich muß die Reihenfolge von ihm umgekehrt werden: Das ist die Einweihung in sein eigenes Geheimnis.

Dieser Glaube hat z. B. dazu geführt, daß wir Weihnachten feiern und daß wir die Jahre von Christi Geburt an zählen, statt von Ostern. Das Kind in der Krippe hörte und begann zu lernen, wie man hört und sieht. Aber eines Tages erfaßte er sein Hören und Sehen im Lichte seines Leidens und seiner Liebe und holte dadurch seine Kinderjahre heim unter die Herrschaft seiner endgültigen Gestalt. Und er tat es an dem Tage, an dem ihm Hören und Sehen vergingen. Leid und Liebe also reißen die vorhergehenden Stufen von Auge und Ohr hinüber aus dem allgemeinen Gattungsdasein in das nunmehr erst eigene, weil sich ereignende Leben. Nur dem, der ganz Liebe und ganz Leid wird, fallen die eigenen Vorstufen des Vernehmens und des Verstehens als neu erworbener Besitz zu. Das scheinbar Vorhergehende erweist sich nun als vorausbestimmt! Eine nicht mehr singende und psalmierende Jugend wird nie zum Herrn ihres Auges oder ihres Ohres. Diese Sinne bleiben bei ihnen angelehnt an die älteren Leben, deren Gestalten und Vorbilder – sozusagen vorgeschichtlich und zufällig – ihre Augen und Ohren erfüllen.

Die Alten haben diesen Umbruch, der Auge und Ohr unter die Leitung von Liebe und Leid beugt, nicht so genannt wie wir. Sie scheinen den Ausdruck »Wenn uns Hören und Sehen vergeht« nicht zu gebrauchen. Aber es scheint mir nur für unsere Blödigkeit bezeichnend, daß wir bei ihnen nicht die grundlegende Erfahrung finden. Das blöde Wort »Natur« nämlich hat wenigstens in meinem eigenen Falle daran die Schuld getragen, daß ich erst heute diese Wahrheit bei den Griechen zu lesen verstehe. Die »Naturreligion« der Griechen ist uns so oft vorgeführt worden, der Donnerer Zeus, der Meeresherr Poseidon, der Kriegsgott Mars, daß wir die lebendigen, menschliche Herzen auch in Hellas durchwitternde Gotteskräfte über den abstrakten Naturgöttern der römischen Kaiserzeit – da war alles zu toten Typen degeneriert – vergessen haben. Aber wenn etwa Herodot

schreibt »Furcht oder Donner ins Herz werfen«, dann merken wir, daß die Donnerkeile des Zeus nicht am fernen Himmel dröhnten, sondern tief in unseren Herzen, und daß uns bei seinem Donner das Hören vergehen soll<sup>1</sup>; entsprechend verging der Semele das Sehen im Blitze des Zeus. Aber ihre wesentliche Geschichte setzt mit dem Blitzschlag erst ein. Das Sehen vergeht, aber das göttliche Leben geht erst gerade dadurch, unsichtbar, im Aufwachsen des Leidensgottes Dionysos im Schenkel des Zeus an. Von Dionysos lernten die Griechen zu leiden, freiwillig zu leiden. Am meisten beschämt war ich, als ich den angeblich so oft gelesenen, so gut bekannten Prometheus des Aischylos aufschlug. Naturphänomene hat mein Lehrer Wilamowitz-Möllendorf in dessen Schluß hineininterpretiert. In Wahrheit wird die Leidensgeschichte der menschlichen Jahrtausende da eingeläutet, indem unserem Stammvater durch den Donner das Hören und durch die Blitze das Sehen vergeht! Von den Geschichtsjahrtausenden, die mit diesem Einbruch der Furcht durch Wetterstrahl und Donnerkeil anheben, hat das verlorene Drama, der »Entfesselte Prometheus«, ausdrücklich gesprochen. Aber auch in dem Stück, das wir besitzen, tritt unter dem Vergehen von Hören und Sehen das Leid empor als unsere Einweihung, unsere Initiation in die wirkliche Geschichte. Prometheus ist ja nicht irgendwer. Er ist der Feuerbringer. In dieser Urtat nimmt er alle Heroentaten unserer Geschichte vorweg. Mit ihm beginnt also die ganze Folge epochemachender Taten. Daher kann sich in ihm jede Stufe, jede Epoche für ihr eigenes Tun-Leiden wiedererkennen. Dann sagt aber Aischylos geradezu, daß diese ganze Geschichte unseres Geschlechts niemandem zugänglich wird, dem nicht erst einmal Hören und Sehen im Mitleiden mit Prometheus vergangen sind.

So haben sich die Griechen poetisch in der Tragödie die Erbfolge in das unentbehrliche Leid der Initiation zurückerobert, jenes

---

<sup>1</sup> Das Wort »verdonnern« gebrauchten schon die Griechen von der gerichtlichen Verurteilung, wie wir das ja auch tun.

Leid der grausamen Pubertäts-Riten, welche bei der Seßhaftwerdung und der Kolonisation mehr und mehr in Wegfall kamen.

Daß der Held über menschliches Maß in Furcht versetzt werde durch das maßlose Walten des Gottes, das klagt Prometheus dem Chor, und der Chor teilt es uns, dem Publikum, so mit, daß auch wir in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese Teilnahme an der Furcht der tragischen Helden adelt die sonst als »Publikum« ja vom Kindischbleiben bedrohten Zuschauer und Zuhörer. Denn nun vergeht ihnen nicht ihr kleines, privates Sehen oder ihr eigenes Hören. Nein, der Könige, der Herren, der Größten Auge bricht in des Hörers Mitleiden. Weil jedes Publikum über die Lauwärme, nur zuzugucken, nur zuzuhören, hinaufgerissen werden muß, soll es nicht zum grausamen Pöbel entarten, wird entgegen seiner Neigung zum Grausamwerden – wie bei der Tierhatz oder den Gladiatorenspielen – ihm in der Tragödie das »Leidlernen«, das »Grausames zu ertragen« auferlegt. Aristoteles wurde von dieser Veredlung angerührt. So hat er die Besonnenheit, die uns seine Ethik ansinnt, durch diesen Leidenssinn, diese Reinigung durch die tragische Furcht, ergänzt. Es ist das Erleiden der Jünglingsriten der Stämme, das im Theater sich poetisch abspielte.

Darum lese ich nun in die Schlußverse des gefesselten Prometheus nicht länger ein Naturschauspiel hinein. Die Menschen erwachen aus ihrer selbstischen, vorgeschichtlichen Augen- und Ohrenverzauberung dann, wenn Furcht sie befällt und Leiden; denn nun werden sie leidensfähig und das heißt: sie werden fähig, die Welt zu verwandeln. Statt »ganz Auge« und »ganz Ohr« muß jeder von uns einmal dahin dringen, wo er »ganz Leid«, »ganz Liebe« verkörpert.

»Die Erde bebt. Der Widerhall des Donners dröhnt. Die Leucht Wetter des Blitzes zucken. Von Zeus her bringen sie mir den Sturz, in Furcht mich zu versetzen. Offenkundig schreitet die Furcht.

O meiner Mutter Anbetung, o allen gemeinsamer lichtglänzender Äther, du schaust auf mich ein, wie ich Unbilden leide.«

Fromm waren die Griechen. Daher, während uns Hören und Sehen vergehn, schaut doch ein Gott auf uns und in uns hinein, und weil ihm die Panzer unserer Vorstellungen und Schälle dank der Leid-überwältigung nicht länger den Zutritt verwehren, wird aus dem Ohr-und-Augenmenschen nun erst ein Organ der Gottesschöpfung. Und darum habe ich die Schöpfungsgeschichte in der Soziologie so zu erzählen versucht, als sei sie in Menschen geschehen, denen ihr Hören und Sehen vergangen war. Der Band, der jetzt »Die Vollzahl der Zeiten« heißt, hätte in der Tat auch heißen dürfen »Wenn uns Hören und Sehen vergehen«. Denn während der erste Band die Übermacht der inneren und äußeren Räume von Ohr und Auge gelten läßt, handelt der zweite Band nur von den Völkern, die sich Liebe und Leid unterwerfen. Aber du und ich, lieber Ernst, sind ja erst Herolde einer den göttlichen Sinnen wieder trauenden Zeit. Hätte ich also den zweiten Band überschrieben »Wenn uns Hören und Sehen vergehen«, hätte ich mich beim Publikum unmöglich gemacht.

Gerade dies heute noch Unmögliche aber muß möglich werden. Darin weiß ich mich mit dir einig, und deshalb werde ich mich bei dir mit diesem Titel nicht unmöglich gemacht haben. Denn du hast ja immer daran festgehalten, daß im Vateramt eine Großtat unseres Geschlechts sich vollziehe, und daß der in die Natur zurücksinkende »Ohrenschmaus-« oder »Augenweide-Mensch« vor der Vaterschaft kurz kehrt mache und damit die Geschichte zum Einsturz bringe.

Da scheint es mir angemessen, diese deine bevorzugte Lehre zu stützen, indem ich über das Leidenlernen der Griechen uns weitertreibe in die Vaterschaft des Liebenden. »Prometheus« stellt das Leidenlernen der Eingeweihten, Mysten, Initianten, Konfirmanden in der sublimen Verallgemeinerung der Tragödie dar.

Aber der Vater ist der, dem in der Liebe sein Meisterstück gelingt! Der Weg ist lang. Denn zuerst führen die geschlechtlichen Reize zur Verführung. Alsdann entflammen die poetischen Leidenschaften die erste Liebe. Aber erst die Wendung zur Vater-

schaft bezeugt die Kraft des Mannes, auf seines Lebens Gipfel zu treten. Denn wer sich zur Vaterschaft bekennt, der blickt auf die Täler und Niederungen seiner Zeugungskraft, auf das Auf und Nieder seiner täglichen Sinnesversuchungen, Sinnengelüste, Sinnenfreuden mit der Kraft der vollen liebenden Überzeugungskraft. Im Vater verfaßt sich die Liebe als die bleibende. »Vater werden ist nicht schwer; Vater sein dagegen sehr«, ist die witzige Travestie der tieferen Wahrheit, daß sich die tiefste Liebe in der höchsten Vaterschaft offenbart. Auch die Leidlehre führt zur Meisterschaft. Denn wenn Knabenlust genug Leid auf sich nimmt, um leidgesättigt in Liebe gewandelt zu werden – dann ist der Pubes eingeweiht. Aber hinter dieser Stufe der Mannwerdung folgt noch die spätere und seltener erreichte Stufe der Vaterschaft, wenn nämlich alle vereinzelt Luste, alle vereinzelt Leiden richtungsgebend zusammengefaßt werden. Vaterschaft denkt die Richtung der Geschichte um, nämlich im Lichte der Frevel oder Gebrechen, die seinen, des Vaters, Kindern die alten Wege verlegen. Gott ist unser Vater, weil er im Lichte unserer Verfehlungen seine Welt umschafft, damit wir nochmal von vorn anfangen können. Wer »ganz Liebe« geworden ist, der ist aus einem Idealisten oder Materialisten ein Paterialist geworden; denn er ist bereit, im Lichte seiner trüben Erfahrungen mit dem Nachwuchs die Richtung zu ändern, das Steuer herumzureißen, die Welt neu zu schaffen. Darum geht die Schöpfungsgeschichte kraft Vaterschaft unablässig weiter.

So lang ist der Weg, auf dem wir lernen sollen, »ganz Liebe« zu werden, daß bei Christi Geburt aus dem lauschenden Säugling am Ende des Lebens der schöpferische Stifter unseres Glaubens erwachsen ist: »Ich und der Vater sind eins.« Am Kreuz hat Gottvater dem Sohn sein Vateramt der Richtungsänderung abgetreten. Da ist der Sohn dem Vater gleichgeworden; denn in seiner Liebe hat er die Richtung der menschlichen Geschichte verändert. Als ihm Hören und Sehen vergingen, hat er die falsche Reihenfolge der Sinne, Ohrenschaus, Augentrost, Herzeleid, Zeugungskraft umgewendet : Zeugungskraft, Herzeleid,

Augentrost, Ohrenschmaus ist die richtige Rangordnung; und damit sich die herstellt, müssen wir aufhören, Materialisten, Muttersöhnchen, oder »Idealisten«, Knaben, zu sein. Wir müssen »Paterialisten« werden, d. h. »Vätern ebenbürtig«, erhaben über Augenweide und Ohrenschmaus. Eher kann uns weder von der Liebe noch vom Tode das Beste mitgeteilt werden. Die sexuelle Aufklärung der Kinder und das süße Jesulein der Konfirmanden sind beide so komisch, weil Liebe und Leid erfahren sein wollen, ehe sie gedeutet werden dürfen. Niemandem aber widerfahren Leiden und Lieben, es sei denn ihm vergingen erst einmal Hören und Sehen.

## DIE GÖTTER DES LANDES UND DER GÖTZE RAUM

---

### *Zum »Werkbund«-Jubiläum in Marl*

Als ich zehn Jahre alt war, verbrachte ich den Sommer am thüringischen Erbstrom. Er rann mitten durch unseren Garten, dieser rauschende Bach, der Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Coburg-Gotha voneinander schied. Gen Norden von uns lag der Hörselberg der Frau Hulda, südlich aber war Ruhla, wo der Schmied von Ruhla den Landgraf von Thüringen hart geschmiedet hatte. Von Ruhla pilgerte ich zu der Hohen Sonne. Und aus diesem Gasthaus im Walde mit dem feierlichen Sonnenkult brach der Knabe auf in die unheimliche Drachenschlucht. Am Abschluß der Wanderung durch die Drachenschlucht stieg die Wartburg auf. Kein Bezirk auf deutschem Boden konnte überirdischer Geister voller sein als diese Landschaft. Denn da war Frau Holle und Tannhäuser im verwunschenen Berge, die güldene Sonne mit ihrer Pracht und die dunkle Schlucht des Drachens, der Strom als Grenze – die Gelehrten nennen das heut gern Mythen und mythisch. Sagen wir es einfacher: Geister und Götter, Genien und Dämonen verwünschten und segneten dieses Land. Innerhalb der Herrschaft Gottes, zu dessen Ebenbild Sie und ich erschaffen werden sollen, lag hier ein Land voller Götter. Nur durften in den letzten zwei Jahrtausenden diese Geister nicht Götter heißen. Frau Holle und Sonne und Drachen und Erbstrom und Hörselberg; ihre Götterwelt mußte – wie Schiller es herausgeseufzt hat – »Einem zu Gefallen erst einmal vergehen.«

*Die Götter und die Physik*

Ich will heut aus dem götterlosen Amerika Ihnen Botschaft bringen, daß es ohne die Götter des Landes künftig nicht gehen wird. Die Einheit Gottes ist gesichert. Denn seine Welt ist seine Eine Welt so unzweifelhaft wie nie zuvor geworden, sogar hinter dem Mond. Aber die Welt droht aus seiner Hand zu fallen. Untergötter werden zwischen Gott und uns ihre Statthalterschaft neu antreten müssen, um den Ländern innerhalb der Stratosphäre wieder beseeltes Leben einzuhauchen. Es ist die Größe und Majestät Gottes selber, die uns heute zwingt, den weiten Abstand zwischen ihm und uns mit Göttern sich füllen zu lassen, damit wir nicht erfrieren in dem von uns selber erzeugten Götzen des einen toten Weltraumes. Diesen Götzen setzen wir an die Stelle Gottes und seiner Lande. Unser menschliches Gleichmachwerkzeug, die Gehirne, »reimen gewalttätig Mensch und Gott und die Gestirne« (Hermann Burte), so, als sei statt Menschen, Göttern und Ländern da ein abstrakter, toter Weltenraum. Das Gehirn macht alles gleichermaßen gültig, und so wird der Gehirnfatzke Mensch selber am Ende gleichgültig. Wir wirklichen Menschen, die wir ländlich sittlich bauen, beten und büßen, wir sind als Gehirne gleichgültig. Geltung erlangen wir nur als Glieder, als gotterfüllte Glieder eines schönen Leibes. Ungültig ist unter uns das abstrakte, gedachte Menschenbild aus Elektronen. Geltung erwirbt hingegen ein liebevoll wirkender Mann, eine wirksam liebende Frau, ein eifervoll lernender Knabe, ein stürmischer Kämpfer, eine geduldige Schwester, eine erwartungsvolle Braut, ein begeisterter Sänger. Diese gelten uns als das ewige Leben in unseres Geschlechts ewiger Auferstehung. Zu solcher Gliederung und Ausgliederung in Werkleute und Bauherren, in Bräute und Freier, in Ahnen und Erben kann es aber nur kommen, wenn jedes Amt am Leibe des Geschlechts seines besonderen Gottes voll wird. Jeder Gott nun vermählt den besonderen menschlichen Leib, in den er eintritt, mit einem Stück Welt; den Förster vermählt er

dem Wald, den Ingenieur seinen Wellen und Metallen, den Dichter seiner Sprache und den Gläubigen dem Boden auf dem oder dem Land, in das ihn sein Schicksal und auf das ihn die Weissagung hinweist. Die Götter des Landes entsprechen also der Vergöttlichung jeder Epoche und jedes Teiles des Menschengeschlechts. Zu Göttern des Landes flehen wir, sobald wir aus dem verödeten Weltraume fort uns einlassen auf Auswanderung und Einwanderung, auf Wurzelschlagen und Besitzergreifen, auf Eigentum und Erbfolge, auf Lernen und Lehren, auf Weissagung und Geschichte. Aber es hat allerdings ein Umsturz aller Werte, genauer eine Umdrehung aller Richtungen zwischen 1908 und 1959 stattgefunden. Und die Halbjahrhunderttagung des Werkbundes hat wohl den Sinn, diese Umdrehung festzustellen und uns zu ermutigen, nicht dem verschollenen Tannhäuser im Hörselberg romantisch nachzutruern, sondern die Wiedergeburt der Götter jenseits der Industrialisierung zu dienen. Radikal muß die Wendung von 1908 zu 1959 gefaßt werden. 1908 ließ sich noch träumen, wie Richard Wagner geträumt hat und wie Eichendorff, dem die Eisenbahn viel zu schnell und zu lärmend durchs Land fuhr. 1959 lernen die Kinder im russischen Schulbuch: »Wenn ihr aus dem Eisenbahnzug hinausschaut, dann müßt ihr nicht denken, ihr erblicktet Wälder, Felder, den Fluß und den Himmel des Mütterchen Rußland. Nein, ihr seht künftiges Papier und künftige Ernten von Getreide. Ihr seht Wasserkraft in Pferdestärken und Luftraum für unsere Flugzeuge.« Genauso denken die meisten erwachsenen Amerikaner, obschon ihre Schulbücher sich noch im Banne der Bibel und Shakespeares etwas gottwohlgefälliger über die Landschaft ausdrücken.

Aber eine Bewegung gegen diese Versuchung des Landes schwillt auch in Amerika an. Am 17. und 18. Oktober 1959 kamen 700 Männer und Frauen in dem kleinen Vermontstädtchen Woodstock zusammen, 20 Kilometer von meinem Haus, um genau das Thema zu besprechen, das Sie heute nach Marl geführt hat: die Zerstörung des Landes. Meine vertrautesten, in zweieinhalb Jahrzehnten erprobten Freunde nahmen an diesem Treffen teil.

Wie soll ich nun meinen Beitrag zu Ihrer Wendepunkt-Tagung heute so leisten, daß etwas Wirksames Ihnen daraus verbleibe? Meine bloße Rede, sogar die begeisterte Rede, würde schwerlich nüchterne Werkleute verbünden; denn Werkleute sind gewöhnt, die Früchte guter Arbeit so vor uns hinzustellen, bis sie deutlich von jedem anderen besehen, betastet, benutzt und begriffen werden können. Ich möchte daher auch etwas Deutliches vor Sie hinstellen. Mein Werkstoff ist das Wort. Deshalb muß ich aus diesem Werkstoff etwas Bleibendes und etwas Begreifliches, etwas Namentliches vor Sie hinstellen. Das will ich dadurch bewirken, daß ich Ihnen von den Göttern des Landes etwas mehr berichte, als in den Gedichten Hölderlins oder in den Schulbüchern vom klassischen Altertum steht. Ich will die Götter des Landes als T. T., als terminus technicus behandeln, d. h., ich will unter Technikern und Ingenieuren, Bauleuten und Künstlern mich als Techniker heilkräftiger Benennungen zu bewähren suchen. Denn ein Gott ist ein Name, den wir anrufen müssen, um unter den Menschen Frieden zu halten.

Die Mißhandlung des terminus technicus »die Götter des Landes«, die Verkennung der Götter des Landes durch die klassischen Philologen der abgelaufenen zwei oder drei Jahrhunderte will ich wiedergutmachen. Denn in dieser Mißhandlung und Verkennung spiegelt sich die Vergötzung des Raumes der Physik. Die Länder, die geheiligten Räume menschlicher Herzen erliegen dem Weltraum der Physiker.

Da die meisten Menschen das Weltbild der Physik in sich tragen, so sind sie ohne Götter. Deshalb muß ich wohl ein klares Wort über dies Entgöttern sagen. Denn das Unternehmen der Physik ist ja durchaus legitim, sobald es durchschaut wird. Bitte überlegen Sie das für einen Augenblick. Wir sind umringt von toten Dingen und lebendigen Keimen in heillosen Mischung. Die Physik ist eine Arbeitshypothese in diesem Chaos, die besagt: Sehen wir doch zu, wie weit sich das All begreifen läßt, wenn wir mit dem Totesten anfangen. Die echte Physik dringt also in alles Gegebene mit dem Maßstab ein, den man an Totes an-

legt, und sieht, wie weit sie mit dem Messen kommt. Uns im Chaos Lebenden ist dieser Weg höchst nützlich und notwendig, aber er ist von vornherein nur ein Weg unter anderen. Der Weg der Physik ist sogar immer ein später, ein nachträglicher Weg. Denn wenn die Soldaten erst einmal den Archimedes erschlagen und die Kirche erst einmal den Galilei verfolgt und die Nazis erst einmal den Einstein vertreiben, dann muß eben erst der Frieden zwischen den lebenden Soldaten und der lebenden Klerisei und den lebenden Wiedertäufern und den lebenden Physikern hergestellt worden sein, bevor die Abhandlung von der Akademie der Wissenschaften publiziert werden kann. Erst im Frieden können sich die Physiker auf das Tote werfen und aus ihm vieles in der Welt erklären. Der Weg der Physik ist ein Spätweg und ein Hinterherweg, nachdem nämlich erst einmal den Göttern der Schutz der lebendigen Ämter geglückt ist. Denn keine Physik ist möglich, wo man sich nicht erst einmal auf Mächte beruft, die von der Soldateska, der Klerisei, von den Schwarmgeistern und von den Philosophen gemeinsam gefürchtet, angerufen und verehrt werden. Mächte, die angerufen werden, sind Götter: denn in ihrem Namen beschwören wir Unheil. Und alle die, die sie einander beschwörend zurufen, bilden damit das Land dieser Götter; denn trotz ihrer verschiedenen Weihe, Geschlechter, Hautfarbe, Dialekte, Neigungen berufen sie sich untereinander auf die Gewalt der gleichen heilenden, friedensstiftenden Namen. Sie und ich also in unserer Arbeitsteilung, Geschlechter-Teilung, Altersteilung bilden das Land der Götter. Unsere babylonische Sprachverwirrung aber treibt die Götter aus dem Lande, und gleichzeitig beraubt sie uns des Landes. Da ist dann kein Land. Bitte merken Sie sich den Satz: »Da ist dann kein Land«. Wir wollen nämlich diesen Satz aus dem finstersten Afrika heut uns heraufholen. Wir müssen das. Denn heut macht die Physik des toten Weltraumes die neuen Nomaden landlos. Jedem Schülergehirn wird heut mitgeteilt, daß wir, daß alles, daß die gesamte Welt aus Elektronen bestehe. Der Götze dieses Elektronenweltraumes frißt heut ganze Länder und ihre Kin-

deskinder auf. Und seine Diener selbst beschwören uns bereits, die Bomben, die sie dem Einen toten Weltraum entnehmen, doch bitte ja nicht in den Einen Weltraum zu schmeißen. Indessen, wenn wir alle aus Elektronen bestünden und alle in den Raum der Physik gehörten, wäre die Beschwörung sinnlos. Denn der Bombenwurf arrangiert doch die Elektronen nur einbißchen um. Weshalb soll ich nicht explodieren, wenn ich doch nur das Produkt einer Elektronenkonstellation bin? Ich verstehe also das Ächzen der Physiker nicht recht. Innerhalb des Weltbildes der Physik sind nämlich das Lebendige und das Tote nicht zu unterscheiden. Genauer gesagt: Die Physik ist der Versuch, das Tote und das Lebendige einander so ähnlich wie möglich zu machen, und sie hofft, bei dieser Lösung der Welträtsel letzten Endes das Lebendige aus dem Toten abzuleiten. Deshalb tritt die Physik heut vor die Chemie, die Chemie ihrerseits tritt vor die Biologie, die Biologie schiebt sich vor die Psychologie, die Psychologie vor die Soziologie, die Soziologie vor die Theologie. Also im Begriffshimmel der Physiker sind die Götter des Landes, die Hohe Sonne, die bösen Drachen, die Frau Holle und Martin Luthers Teufel auf der Wartburg zu den dünnen Spinnweben der Metaphysik zerflattert. Das Erste, der Friede, wird so zum Letzten, das ganz hinten hinter der Physik gedeutet wird.

Sie, meine verehrten Anwesenden, und ich mögen diesen Versuch, die Friedensmächte des Landes als bloße Metaphysik impotent zu machen, beweinen oder belächeln. Aber eins steht fest. Wir dürfen uns nicht bei den Physikern Rat holen über das göttliche Wirken und die Werke des Geschmacks und des Genius. Der Geschmack hat den Primat. Mein Thema »Die Götter des Landes« zwingt mich, mit den afrikanischen Negeren das Tote aus dem Lebendigen zu erklären, statt mit den Physikern das Leben aus dem Toten. Das Weltall nämlich, mit dem die Physiker anheben, besteht aus Leichen. Das sogenannte Weltall ist der Friedhof des erstorbenen Lebens, die Physik beschäftigt sich mit gewesenem Leben, also mit dem, was Sie und ich hinter uns gelassen haben. Von Göttern aber reden wir dann,

wenn wir uns den Quellen des Lebens im Hochgebirge nähern. Hingegen von den Elektronen, den Quanten, Dingen, Atomen und Molekülen reden wir, wenn wir uns dem Ozean des Gestorbenen nähern. Physik durchdringt mit ihrem Licht das Gestorbene, das Übriggebliebene, die Abfallstoffe des Lebens: und Technik ist Abfallverwertung: sie rückgliedert die Abfälle, die Werkstoffe zurück ins Leben. Aber wir, gebrechliche Träger des bißchen Leben, bedürfen der Götter, um unsere Liebe zu erklären, um Krieg zu erklären, um Frieden zu schließen, um das Leben über seine Sterbefälle hinweg immer wieder hervorzurufen. Dies zu tun: Leben dem Tode zum Trotz hervorzurufen, ist jeder Seele Amt. Das Spezialamt des Physikers ist es, sogar das Toteste, wie Gas, Öl, Elektronen an unser gemeinsames Leben neu anzuschließen. Unsere Physiker seien unsere Delegierten ins Totenreich, in den Hades, und als solche seien sie willkommen: sie mögen noch das Toteste zurück ins Leben gliedern: also in unseren Diensten müssen diese armen Physiker rückwärts gewendet frohnden. Wir aber, die Laien, dürfen von dem Gesetz des Herrn und von seinen zukunftssträchtigen Elohim Tag und Nacht reden. Daher müssen wir nicht bei den sogenannten Naturgesetzen stehen bleiben. Im Gegenteil: Wir Menschen schaffen im Dienste der Götter unausgesetzt die Naturgesetze ab. Die Natur zersetzt sich, erkrankt, vergißt. Wir ersetzen, wir heilen, wir erinnern uns, wir vertrauen einander, wir hören sogar manchmal aufeinander und in seltenen Fällen vermögen wir sogar unsere Feinde zu lieben. Kurz, wo immer Menschen guten Willens tagen, schaffen sie damit das Naturgesetz des Verfalls, der Entzweiung, des Untergangs des Abendlandes erfolgreich ab. Sie lassen dann das Lebendige nicht unter die Herrschaft des Todes und seine Ausdeutung durch die Physiker geraten. Sie vermögen also auf die Götter aufzumerken, sobald Sie sich der tödlichen Ketzerei unserer Zeit entreißen. Die Scholastiker haben diese Ketzerei der »Generatio Aequivoca« jedem Studenten als Torheit angekreidet. Leider ist dies Wort »generatio aequivoca« ein kümmerliches und heut un-

brauchbares Wort. Es ist ausgestorben. Aber seine Wahrheit brauchen wir dringender als je. Diese Wahrheit besagt, es sei ein grober Denkfehler, das Obere aus dem Unteren zu erklären, das Morgige aus dem Gestrigen, das Höhere aus dem Niederen, Gott aus dem Verstande oder den Verstand aus den Elektronen. Wer immer diesen Denkfehler begeht, macht den Tod zum Herrscher. Kausaldenken heißt mechanisch denken. Mechanisch denken heißt, dem Tod den Rang über dem Leben einräumen. Wenn sich unsere Physiker als die Herren gebärden, die das Heil bringen, wird der Tod Meister. Die beiden Weltkriege sind Meisterwerke des physikalischen Weltbildes.

Wer von Göttern spricht, wechselt die Richtung vom Tode, von den Leichen im Weltraum fort zu den Brunnenstuben des Lebens. Der wird die Götter der Vorzeit nicht als Fabelgestalten belächeln, der um die Rettung des Lebens aus den Schlacken des Todes ringt. Ach, dem Tode verfällt schon genug und muß ihm verfallen. Aber im Dienste des Lebens soll der Tod bleiben. Meiden Sie das Wort Metaphysik. Wir sind keine Metaphysiker. Denn das hieße, mit der Physik anzufangen und die Götter hinterher auf die Physik aufzupropfen. Die Physik kommt aber nach den Göttern. Wer sich der Ketzerei, das Höhere aus dem Niederen zu erklären, entwunden hat, der erkennt der Physik nur den Charakter des Nachträglichen zu.

Meine Stimme erhebt sich hier vor Ihnen um der Zukunft willen. Und jeder Macht, die uns die Kraft verleiht, die Vergangenheit mit ihrem Leichenfeld hinter uns zu lassen, entspricht die Benennung als einer Gottesmacht. Übermächtig sind die Götter, erhöht über den mechanisierten, kausal ablaufenden Alltag reißen sie uns in ein Leben, das die bloße Kraft des selbständigen Individuums übersteigt. Sogar die Physik selber ist ein solcher Gott in den Herzen ihrer Verehrer. Die Landschaft ist ein Gott, der Berg, die Schlucht, die zum Hausbau einladende Wiese. Der Wald ist es für den Förster, die Religion für den Priester, das Handwerk für den Meister, die Medizin für den Arzt. Götter

sind also keine fromme Redensart. Sie sind am Werke vor aller Zuwendung zu Physik oder Technik oder Heilkunde. Denn sie stiften uns ja an, Physiker oder Techniker oder Arzt zu werden. Als Götter aber erwiesen sie sich daran, daß wir im Zuge unserer Götterdienste bleibende Ämter der Gesellschaft stiften dürfen. Nur im Dienste der Götter des Landes wird unsere Arbeit die Gesellschaft nicht sprengen, sondern das Land befrieden. Unsere Talente trennen uns. Neigung macht den einen zum Baumeister oder den anderen zum Lehrer, zum Arzt. Du folgst Deinem bestimmten Gott in Deinem Busen. Aber siehe da, später erst begreifst Du ganz, wie sehr Gott seinen Geschichtsplan darauf anlegt, daß in jedem Augenblick in einem Lande gebaut, aber auch gelehrt und geheilt werde, weil alle Götter, alle Elohim Namen des Einen Gottes bleiben müssen.

Sind die Götter damit hochgestemmt über unser einzelmenschliches Denken? Können Sie, verehrte Anwesende, frei aufblicken in die Höhe, in die nicht aus den Dingen der toten Welt abgeleitete Höhe jener zwischen dem einzigen Gott und uns waltenden Göttermächte? Haben Sie den Götzendienst und die Ketzerei des Weltraumdenkens hinter sich getan? Ist Gott Ihnen der freie Schöpfer und die bloße Welt nur ein Friedhof? Ich vertraue darauf. Damit wird das Tor heraus aus der Welt der Rohstoffe und Naturkräfte aufgestoßen. Hinter diesem Tore aber werden wir den Göttern des Landes begegnen. Der Name »Land« ist nämlich selber ein Name des Glaubens. Die Naturlehre kennt die Erdkugel. Ein Land aber ist in der Natur nirgends zu finden. Die meisten Philologen der letzten Jahrhunderte haben sich der Aufklärung verschrieben, und so haben sie die griechischen Lande, Sparta, Athen, Argos, Thessalien, oft für bloße geographische Begriffe erklärt, so wie ja auch Deutschland immer wieder davon bedroht ist, ein geographischer Begriff zu werden. Sogar die Warnung der griechischen Sprache wurde überhört. Das Griechische hat nämlich zwei termini technici für die Götter des Landes, epichorioi und chthonioi. Aber nur dem einen der beiden ließ man seinen Sinn: Landes-

götter, Chthonioi hingegen verlas man in acht aus zehn Stellen für die Unterirdischen. Es gibt eine ganz sentimentale Literatur über das Chthonische, die chthonischen Götter, und die Philologen werden dann meist weihevoll, fromm und feierlich, wenn sie von der Unterwelt, den Toten, dem Hades anfangen. Aber die Griechen empfanden Weihe, Frömmigkeit und Feier, wenn sie die Götter des Landes beschworen. Attika war ein Land, Böotien, Arkananien, Elis waren Länder, auf welche die Götter sich gnädig niedergelassen hatten. Dort hatten die Götter geruht, chthonisch, landsässig zu werden. Eingeladen und eingeholt mußten die Götter in jede Siedlung werden: damit wurden sie erst die Götter dieses Landes. Umgekehrt aber ließ sich damit auf dieses Stück des Erdballs der heilige Name »Land« nieder. Ohne Götterweihe war der Boden unter dem Fluche Adams und Kains. Er war nur Wandertrift und Kriegspfad für den Unstäten und Flüchtigen, durchheilt von gehetztem Menschenwild. Wilde nennen wir daher die sich auf der Erde noch nicht bodenständig einlassende Menschheit. Ein Land verwandelte seine Bewohner aus Wanderern in Eingesessene und Niedergelassene. Das Land verlangte also einen Verzicht. Landesbewohner vertauschten des Hermes Flügelschuh und Wanderstab mit dem Stadttor und dem Herd des Hauses, dem Marktplatz und der Akropolis.

Weil sich der Landesbewohner der ungeheuren weil hauslosen, unheimlichen weil heimatlosen Wanderlust begab, verließen ihn die Ahnengeister, und an die Stelle dieser Furien und Genien des Stammes sind die Götter des Landes getreten. Die Götter haben also die Geister ersetzt, die Reiche die Fürstentümer, die Kaiser die Häuptlinge, die Tempel die Haine.

Die Götter des Landes waren die Mächte einer den Menschen zum ersten Male die Treue haltenden Welt. Nicht die falsche Welt, die betrügerische und verschleierte Welt der Nebel, der Flucht, der Gespenster ist das Götter-erfüllte Land. Es ist von den Göttern erfüllt, weil die Götter es erst einmal gestiftet haben. Ohne Götter kein Land.

Bitte erschrecken Sie über diesen Satz. Ich bin nämlich selber tief erschrocken, als sich die Wahrheit dieses Satzes in mir durchzusetzen begann: ohne Götter kein Land. Jedes Land ist gestiftet. Jede griechische Polis ist dem Einwirken einer Götterfamilie auf viele Geschlechter der Einwohner entsprossen wie die Ernte der Saat. Solche Stätte, solches Land und so auch die Stadt in Friedrich Schillers »Spaziergang« ist eingeweiht für alle Zeiten. Von Göttern müssen wir nämlich immer da reden, wo perpetuierlich, wo ohne Unterlaß sich ein benannter und anerkannter Geist in Geschlecht um Geschlecht neu auf bestimmte Personen niederläßt. Götter werden heut freilich von Juden und Christen geleugnet. Dafür zitiere ich statt aller anderen den erschütternden Satz eines Dichters. Thomas Hardy schrieb 1907 über sein eigenes Epos »The Dynasts«: »Der Darwinismus verbot mir im 20. Jahrhundert die Einführung göttlicher Personen.« Und »Die Preisgabe des männlichen Fürworts ›Er‹, wenn ich auf die erste oder Urenergie anspiele, schien die nötige und logische Folge davon, daß die Denker längst die antropomorphe Vorstellung dieser Ursache aufgegeben haben.« Dann könnten wir also in Zukunft kein Land mehr haben: Ohne Götter kein Land!

Seit 150 Jahren schweigen unsere Gebildeten wie der wohlweisliche Konfuzius über die Götter. Wenn Sie aber bemerken, wie komisch sich die Gebildeten geholfen haben, dann werden Sie Mut fassen. Denn der wohlweisliche Notbehelf der Gebildeten ist sehr durchsichtig und sehr fadenscheinig, und er ist gar kein wohlweisliches Schweigen. Den Notbehelf der Humanisten, Darwins, Hardys, will ich hier ausdrücklich beiseite schieben. Ein Vers Goethes mag uns hierbei anleiten. Er sagt im Tasso: »Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; – nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.«

Für die 15 Millionen deutscher Ausgebürgerter und Heimatloser klingt der Vers wie Hohn. Der größte Gutsbesitzer des Memellandes starb als Bettler in einem Altersheim an der Schweizer Grenze. Die Jahre 1945 bis 1958 füllte er mit der

Klage: »Ich habe meinen Namen verloren.« Er war ein aufrechter, guter Mensch. Aber sein Wort und seine Tat im Memelland sind ausgeweiht. Keinem Enkel werden sie dort an Ort und Stelle erklingen. Es lohnt sich daher zu fragen, wie Goethe zu seinem frohen Glauben kam, Wort und Tat und Land und Mensch in eins zu ziehen. Der deutsche Untertan hat das nämlich 400 Jahre auch getan. Goethe ist nur unser Sprecher. Goethes Wort und Carl Augusts Tat, Dichter- oder Denkerlehre, Fürsten- oder Königsgebot wurden da in eins gesetzt. Der deutsche Geist krankt an diesem Kurzschluß.

Unter welcher Bedingung hätte denn der gute Herr im Memelland seine Stätte geweiht haben können auf 100 Jahre? Wenn er über den Landesherrn und über sein Rittergut beide so lange Macht behalten hätte? Wer aber hat Macht über Regierung und Volk zugleich? Wem beide glauben. Wem glauben beide? Dem, der priesterlich handelt. Der gute Mensch bei Goethe und durch das ganze folgende Weltalter ist die weltliche Vokabel für den Priester und für das allgemeine Priestertum, das jedem von uns seit Abraham, Isaac und Jacob zusteht. Im Priester ertönt also eine Stimme, die Staatsrecht und Privatrecht übertönt. Marl wäre eine auf 100 Jahre geweihte Stadt, wenn eine solche Stimme erklänge und die guten Geister auf diese Stätte niederufen könnte. Das allgemeine Priestertum wird immer dann Wahrheit, wenn der wahre Gott unsere Schritte lenkt. Das besondere Priestertum bewährt sich schon dann, wenn auch nur ein Gott uns begeistert. Vor lauter Humanismus in der Schiller-, Goethe-Poesie wird heute überlesen, daß beide nur die Urlehre aller Völker von unserem Priesteramt auf weltlich auszusprechen hatten. Immer ist es Urlehre gewesen, daß ein einzelner Platz oder ein einzelnes Haus von seinem Hauspriester geweiht werden müsse, ein ganzes Land aber von dem Priesterkönig, der für das ganze Volk die Rolle des Hauspriesters ausübte. In Goethes »gutem Menschen« fielen also der private gute Mensch Goethe und die öffentliche Person seines Großherzogs Carl August zusammen. Aber es gibt öffentliches Eigentum, d. h.

Länder, und privates Eigentum, d. h. Häuser, beide nur dadurch, daß jenseits der niedlichen Unterscheidung von der öffentlichen Stadt Marl und den einzelnen Privateigentümern innerhalb dieser Stadt Marl eine eigene Stadt Marl namentlich für notwendig gehalten wird (was nur eine Umschreibung des Luther-Wortleins »Glaube« sein soll). Als der Werkbund seine Tagung hierherverlegte, wandte er sich der Weihe dieser Stätte als einer bleibenden Stadt zu. Wir versuchen also heute Marls Einweihung als einer gestifteten Stätte. Weder Großherzog noch Dichter genügen hierfür.

### *Gründen oder Stiften?*

Weshalb ist denn der Werkbund entstanden? Weil die absolute Trennung in öffentliche Gewalten und private Eigentümer den Stil des 19. Jahrhunderts ruiniert hat. Weshalb zerfiel der Geschmack? Weshalb wurde das 19. Jahrhundert zum bloßen Inhaltsverzeichnis aller früheren Stile der Kunstgeschichte? Ja, weshalb trat die Kunstgeschichte an die Stelle der Kunst? Weil jeder sich privat sein Stück Privateigentum, Privatreligion und privater Weltanschauung aus dem öffentlichen Kuchen herauschnitt. Der Größenwahn des öffentlichen Rechts der Staaten und des Privatrechts des Staatsbürgers verschmutzte die Quelle allen Rechts, ob privaten oder öffentlichen, den rechten Glauben unseres Geschlechts an seine priesterliche und opfervolle Weitererschaffung von Stunde zu Stunde und von Land zu Land.

Landlos steht heute der Flüchtling und der Auswanderer vor Ihnen. Auf 60 Millionen wird die Zahl der Landesverwiesenen geschätzt, die das 20. Jahrhundert geschaffen hat. Wie »landen« diese 60 Millionen und ihre Kinder je wieder in Land? Sicher werden sie nie wieder landsässig werden können, solange die Landeskinder, die Landeingesessenen sich im Besitz ihres Landes bloß stumpfsinnig weiter fühlen wollen. Eine perpetuierliche Stiftung des Landes wird Ostflüchtlinge und Westdeutsche einen müssen. In Amerika sind Altsiedler und Neueinwanderer

grimmig aufeinandergestoßen, und Amerika wird daher zwischen first generation Americans und second generation Americans unablässig neu gestiftet. Die 60 Millionen Flüchtlinge seit 1900 erzwingen dies Gebot: Stiftet das Land für die ganze Erde! Die Gründung von Marl ist nur ein Beispiel dafür. Soviel ich weiß, ist Marl bisher nur gegründet worden. Von seiner Stiftung weiß ich nichts. Ich bin aber ein Außenseiter. Wäre Marl also bereits gestiftet, so spräche ich gern mit Hölderlin: »O so nehmt mich, Ihr Lieben, daß ich büße die Lästerung.« Indessen ob gestiftet oder gegründet, Marl scheint mir unser Bemühen zu verdienen, der Stiftung des Landes nachzusinnen, und damit auch den Unterschied zwischen »gründen« und »stiften« zu lernen. Das Wort Gründerzeit für die neudeutsche Kaiserzeit nach 1871 werden die meisten kennen. Es gab keinen guten Klang. Es gab genau den Klang wie »Wirtschaftswunder«. Nach 1871 kamen die französischen Milliarden ins Land, nach 1948 kamen die amerikanischen. Das waren beidemal Gründerzeiten, scheußliche Zeiten, und niemand erkannte das deutsche Land in diesen Zeiten wieder. Stifterzeiten aber müssen nun anheben. Denn bliebe die industrielle Gesellschaft stiftungsunfähig, so wäre alle menschliche Geschichte zu Ende. Wer gründet und wirtschaftswundert, dessen Wirken zielt auf die paar Jahre vor dem Jahre 2000. Wer aber stiftet, der würde die Bäume einsäen, die in hundert Jahren Schatten spenden.

Wie wird gestiftet? Bei dem Nilotenstamm der Schilluk in Nubien, unweit der Sudanstadt Malakal, wird heute noch unterschieden zwischen den Zeiten, in denen sie ein Land haben und bewohnen, und der Schreckenszeit der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, von der sie sagen: »Es ist kein Land da.« Mit Hilfe dieser Unterscheidung bewahren die Schilluk die kostbare Tatsache auf, daß ein seelisches Erdbeben, eine Erschütterung dazu gehört, um den feindlichen Dschungel, den ein Heerhaufe durchzieht, umzuwandeln in ein Land, das sich in öffentliches und privates Eigentum auseinanderlegen läßt. Denn dieser Wandel

vollzieht sich nur im Rhythmus mehrerer Stationen oder Generationen: Privateigentum gibt es im Frieden: Nur dann nämlich läßt sich auf Immobilien, auf Grundbesitz, auf Realrechte, Servituten, Hypotheken bauen. Der Krieg verwandelt die schwerfälligsten Immobilien in Kriegsbeute. Die Mobilmachung macht alles beweglich; nicht nur die Soldaten, sondern auch die Ländereien werden reguliert. Es gibt noch andere Gezeiten im Rhythmus eines Landes, und wen dieser Rhythmus betroffen macht, der findet die jahrhundertealten Rhythmen des Großen Jahres der antiken Landesgötter Seth und Horus, Ra und Sopdit, Osiris und Isis, Serapis und Apis, Mars und Venus, Hera und Zeus und Apollo und Artemis in meiner »Vollzahl der Zeiten«. Daß nämlich Länder große zeitliche Rhythmen, daß sie Perioden verkörpern, ist im Banne der Physik und der Raumvergötzung vergessen worden. Descartes und Kant haben die greifbare Lüge verbreitet, als gäbe es Raum und Zeit. Kein Sterblicher hat jemals sei es den Raum oder die Zeit erblickt oder begriffen. Das sind Abstraktionen. Uns ergreifen vielmehr verschiedene Zeiten und schleudern uns in verschiedene Räume. Auch hierfür muß ich Sie leider auf meine »Übermacht der Räume« und »Vollzahl der Zeiten« verweisen.

Heute muß der Anruf der Schilluk genügen: »Es ist kein Land da«, um den Wechsel zwischen Mobilmachung und Immobilmachung hervorzuheben, auf dem jede Erschaffung eines Landes aufruhet. Ich flüchte für diese Wahrheit zu den Schilluk, weil unsere Philologen diese Not aller Länder überlesen haben. Weder die Ägyptologen, noch die Sinologen, noch die Amerikanisten, noch die Assyrologen lesen ihre Texte über Länder und Götter so, daß wir von der Not ergriffen werden, aus dem Unland Land herauszustiften und jährlich wieder ein Stück Erde der Wildnis zu entreißen. Sie sagen uns nicht einmal, daß die gestiftete, orientierte, vermessene Erde den Alten als eine zweite Bodengestalt gilt: Busch oder Land? Wildnis oder Erdreich, Adam oder Noah? Kriegspfad oder Festungen? fragten sich die Alten. Ihnen waren die zwei Arten der Raumbezeichnung durch eine ungeheure

Kluft getrennt. Die deutsche Wildnis von 1945 und das heutige westdeutsche Land, die Wälder Germaniens bei Tacitus und die Thüringens in Goethes »Ilmenau« können uns die Kluft vielleicht ahnen lassen.

Die Philologen aber gleiten über die Kluft von Busch und Erdreich hinweg, indem sie, wie erwähnt, »chthon« mit unterirdisch statt mit »einheimisch« übersetzen. Wo z. B. Demeter oder Poseidon den Griechen Heimat schufen, wie in Eleusis, da sollen wir statt dessen vor dem Tod und der Unterwelt erschauern. Ist die politische Ahnungslosigkeit des deutschen Untertans an dieser Karikatur der griechischen Polis schuld? Aber das jährliche Einfangen und Bannen der Götter war die Vorbedingung nicht nur für die Existenz von Athen und Theben, Sparta und Rom, sondern auch für die Urschaffung von Ur, und China, Mexiko und Peru.

Θεοὶ χθόνιοι oder Θεοὶ ἐπιχθόνιοι sind die Götter des Landes, in deren Schutz Regierung und Bürger »besitzen« können; denn diese Götter machen sie erst seßhaft.

Weil die Gelehrten der Gründerzeit versagten, müssen die ungelehrten Schilluk uns verstehen helfen, wie ein Land gestiftet wird. Es wird gestiftet, indem wir tief unter dem Fehlen eines Landes leiden. Nur wer in den Abgrund des Krieges aller Erdteile oder Bodenstücke mit hinunterstürzt, kann zur Befriedigung dieser Bodenstücke siegreich emporgehoben werden. Wie denn? Nun, er muß das am eigenen Leibe erfahren. Mithin führen die Schilluk alljährlich den Zerfall des Bodens auf, die schreckliche Zeit, in der kein Land ist. Und einige von ihnen gehen dabei zugrunde. In allen Ländern, ob unter Marduk oder unter Mars, ob unter Isis oder unter Hera, hat der antike Neujahrstag diese Aufgabe, und an ihm wird die kaiserlose, die schreckliche Zeit vergegenwärtigt, als kein Land war. In Rom wird deshalb sogar der König flüchtig am 24. Februar. Fünf Tage dauert das Interregnum. Am 1. März aber kommt der Kriegsgott Mars und der König, in dem er leibt, zurück, und in diesem Adventus, seinem Kommen, weicht der Schrecken, und nun scheiden sich

Innen und Außen, Friedensstätte und Kriegsgebiet voneinander. Der Gott Janus ist die Kraft zu dieser Unterscheidung. Das finden Sie in meiner Abhandlung »Die Natur der physikalischen Welt«, 1951, aus dem Carmen Arvale der Römer nachgewiesen.

Die Kaiserpäpste Ägyptens und die ihre Neujahrsriten uns aufbewahrenden Niloten, die Schilluk, dramatisieren den Rückfall des Landes in seinen Vorfall, seine Vorgeschichte dadurch, daß sie den Tag und die Nacht, den Norden und den Süden des Landes sich bekämpfen lassen. Ein Ritualkampf zwischen Kriegern der Nachterde und der Tageserde wird gekämpft. Keine Partei allein siegt. Aber der den Thron besteigende Herrscher stiftet das Land nach diesem Kampfschauspiel, weil er das Land tags sowohl wie nachts beherrsche, als Seth und als Horus, als Vereiner des Nordens, den nur die Polarsterne umfahren, und der drei anderen Himmelsrichtungen, die von Sonne und Mond umfahren werden.

Die Weihe des Landes verlangt also einen Sieg über die Dialektik von erobernder Staatsmacht und privaten Besitzern. Bei den Schilluk, bei den Römern, bei den Bewohnern von Ur oder Peking oder Mexiko oder Memphis war es bekannt, was bei uns die Herren Adam Smith und Karl Marx vergessen haben: daß unsere eigene Ideologie zwar alles »gründen« kann, aber »stiften« kann erst die Gruppe, in der eine Mehrzahl von Ideologien befriedet worden ist. Mindestens vier Ideologien müssen einander bekämpfen, ehe es lohnt, von menschlicher Gemeinschaft zu reden. Eine einzige Ideologie taugt für einen Gesangsverein<sup>1</sup>.

In einem Lande muß immer mehr als eine einzige Ideologie verkörpert werden können; sonst ist sie erst gegründet und noch nicht gestiftet. Die westdeutsche Bundesrepublik des Wirtschafts-

---

<sup>1</sup> Der Kommunismus und die Demokratien wollen mit einer einzigen Ideologie auskommen. Das geht nicht. Näheres im »Geheimnis der Universität«.

wunders ist erst gegründet. Gestiftet ist sie noch nicht. Ob das wilhelminische Reich je gestiftet worden ist?

Eine Mehrzahl der Ideologien muß untereinander Frieden haben; eher ist das Land über den Krieg und über den Tod nicht hinausgehoben. Darum wird nur das, was Krise oder Tod überlebt hat, ein Abschnitt oder Kapitel der geschaffenen Erdgeschichte. Die Natur hingegen ist immer die vor dem Tod und dem Hader kapitulierende Hälfte der Wirklichkeit. Sie wird daher nicht zu Geschichte. Marl und die westdeutsche Bundesrepublik sind noch nicht durch das Geschichtsfeuer geläutert, das für uns Geschöpfe der Tod unserer ersten leiblichen Gestalt darstellt.

Die Landesstifter der Antike haben den Zeitablauf Leben – Tod – Leben – Tod – Leben so in den Raum hineindramatisiert, daß im Neujahrsdrama drei Generationen wie Gruppen im Raum auftraten: Tag die eine, Nacht die andere, und die Herrschaft dann Tag und Nacht in einem. Drei Zeiten überspannte also der Weltenkaiser. Sobald die Stadt Marl krisenfest geworden sein wird, dann wird sich, auf dreißig oder fünfzig Jahre verteilt, die Landesstiftung der Pharaonen und der Römer auch abgespielt haben, nicht als Ritus oder Fest, sondern als langsame opfervolle Geschichte. Aber inzwischen könnte der Werkbund vielleicht den lächerlichen Festrummel der Gründerzeit bekämpfen? Die Feste werden von den Massen heute ohne Trauer, ohne Gefahr, ohne Drohung, ohne Verzweiflung gefeiert. Es soll bei den vielen Festen und Feiern heute die Ostereier geben ohne den Karfreitag. Indessen gilt es, den Abgrund der Landlosigkeit feierlich zu durchschreiten, um hinter der großen Landzerstörung zu stiften, statt zu gründen. Es gibt eine haarscharfe Distinktion zwischen beiden Vorgängen. Kein Stifter, der selber den Erfolg in der Hand halten will. Alle Stifter gehen in den Boden ein, aus dem die neue Saat grünen soll. Zeit haben, innerlich Zeit haben, gehört zum Wesen der Stiftergeneration. Sie braucht nicht wortwörtlich geopfert zu werden wie der athenische König Kodrus. Aber Zeit muß sie haben oder sich nehmen, mehr Zeit als das Reißbrett und der Rechenschieber zu

fordern scheinen. Denn die Mehrzahl sich widersprechender Ideologien muß in ein Bodenstück eingehen, bevor es »Land« wird. Deshalb reicht das, was wir heute denken oder planen, nicht hin, um mit der Erde fertig zu werden. Auf dieser Erde müssen die entgegengesetzten Jahreszeiten einwirken, und wir Menschen sind deshalb Jahreszeiten des Geistes. Deshalb kann keine einzelne Generation mehr als gründen. Vier Jahreszeiten gehören zur Ernte, vier Generationen gehören zum Stiften. Denn in der Geschichte eines Landes ist jede Generation eine Jahreszeit. Sie ist eine Jahreszeit, aber mehr ist sie nicht. D. h., sie ist unentbehrlich, aber sie reicht nicht aus. Indessen, meine geduldigen Zuhörer, wir dürfen um dieses Viergenerationengesetz wissen, seit Jesus den Judas küßte. Denn als er ihn küßte, da hat er dies Viergenerationengesetz in Kraft gesetzt und die Kirche gestiftet.

In seiner Nachfolge ist nun das Gesetz der Zeiten offenbart. Auch in Amerika und Europa können Liebe und Weisheit, Opfer und Ritual die Gegensätze der Ideologien von vier Generationen freiwillig beschleunigen. Wir sind nicht die Knechte der Zeiten. Wir dürfen sie gleichzeitig machen. Und wenn wir unserer eigenen Borniertheit und Blindheit so den Star stechen, wie die bescheidenen Schilluk am oberen Nil das alljährlich durchfechten, dann werden wir nicht nur stolz rufen: Wir gründen eine Stadt. Wir werden aber auch nicht nur dem kahlen Welt-raum unterliegen, als hätten wir kein Land. Wir haben allerdings kein Land, aber wir dürfen stiften, so wahr wir Eichen pflanzen dürfen. Damit also, mit dem Wandel durch endlose Zeiten, laden wir die Götter ein, die mehr sind als unsere Gewinnsucht, unsere Eitelkeit, unsere Angst und unsere Gleichgültigkeit, die Götter, die Elohim, in die der ewige Gott sich Stunde um Stunde vereinzelt, und in deren Gestalt er das besondere Opfer gerade jeder einzelnen Stunde von uns heischt. Denn die Götter sind jene Geister, die »nimmer allein erscheinen«, allein ist der ruhelose Geist der Gründerzeit oder des Wirt-

schaftswunders. Aber die wahren Götter sind Familienglieder wie die olympischen Götter. Auch die frommen Juden haben in dem Elohimnamen Gottes ihn, gegliedert in die Götter der Generationen, verehrt. Und wer sich den Räumen der Götter unterwirft, der lächelt über den Todesraum der Physik, den Götzen des Raumes.

Lassen Sie mich am Schluß noch einmal fragen: was ist anders als 1908 oder 1898, als ich vom Erbstrom nach Ruhla zur Hohen Sonne und durch die Drachenschlucht nach der Wartburg weiterzog? Der Weltraum der Physik ist um uns, Gott hat seine einzige Welt uns anvertraut. Die Länder und Götter sind nicht mehr das erste Kapitel unserer Lebenserfahrung. Die Düsenflugzeuge und die Sputniks dröhnen dem Säugling den physikalischen Weltraum in die Ohren. Aus dem bisher ersten Kapitel also, dem Land, ist in den Weltkriegen das letzte Kapitel geworden. Damit werden unsere Vaterländer trotz unseres leidenschaftlichen Widerstandes zu Tochterländern. »Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an« haben wir gläubig deklamiert. Wir haben uns als Erben und Söhne und Nachkommen fühlen dürfen. Indessen, die 60 Millionen Vertriebene sind nicht von schlechten Eltern. Und wenn Sie, meine verehrten Zuhörer, mir als dem Auswanderer das Vaterland aberkennen, so darf ich Sie im Namen von uns Ausgewanderten freundlich darauf hinweisen, daß ich neun Enkel habe und daß ich vier geistige Filialen meiner Heimstätte in den letzten zwanzig Jahren gestiftet habe. Ich habe viel verloren, aber ich habe viel gewonnen, was in der heutigen physikbesessenen Welt am meisten fehlt: Nachfolge, Wege in die Zukunft, d. h. Stiftung. Gern gedenke ich meiner Ahnen. Aber zu-stammen ist ebenso wichtig wie abstammen. Und mit dem zu-stammen, dem in die Zukunft stammen, haben wir es hier und heute vordringlich zu tun. Deshalb müssen wir den zwei Mächten den Laufpaß geben, die das abgelaufene Jahrhundert tyrannisiert haben: der Romantik und der Utopie. Die haben uns zusammen in den Abgrund gestürzt. Die gesamte reiche Romantik verklärte die Vergangenheit. Die Utopisten

aber planen die Zukunft. Wer die Zukunft plant, leugnet das Stiften. Wer in der Vergangenheit seine Geheimnisse sucht, der leugnet den Fortgang der Schöpfung. Wie können wir das nach der großen Landzerstörung? Drehen wir die beiden Richtungen um. Die Zukunft dünkt dem Stifter geheimnisvoll, die Vergangenheit aber wird von ihm nüchtern durchschaut. Wo immer der Tod dem Leben dienstbar wird, aus Liebe und Hingabe, da wird die Zukunft geheimnisvoll. Denn nur die Selbstsucht rechnet alles vorher aus. Hingegen unsere Vergangenheit werde zur Utopie, nämlich zu einem nichtigen, ungenügenden, unbefriedigenden Ort. Was ja der Name Utopie besagen will. Utopos bedeutet den Unort, den Nicht-Ort. Die Zukunft werde voller Götter. Die Vergangenheit der Physik und der Weltkriege aber werde als Utopie, als unzulänglich durchschaut. Dann wird Gott uns nachsehen, wenn wir ein bißchen seine Polytheisten werden. Denn der eine Schöpfer und seine vielen Elohim, seine Götter, werden am Ende nicht einander widersprechen. Der Dienst an den Elohim wird uns vielmehr gestatten, in reicher Gliederung das volle Ebenbild des Schöpfers zu werden, und das heißt auf dem festen Boden wieder zu landen, den jedesmal das vertrauensvolle In-Eins-Wirken mehrerer Generationen aus den Fetzen des Raumes erschafft. Die Götter des Landes ruft nicht der starke Arm des einzelnen herbei, wohl aber wird ein Land bestellt, wo die vier Jahreszeiten von Stiftern, Vätern, Söhnen und Enkeln zusammenwirken.

Lassen Sie mich mit einem Vers Goethes schließen, des Goethe der Zukunft, weil ich ja ein Zeitkleid Goethes, des »guten Menschen«, habe zertrennen müssen in Dichter und Fürst, in Untertan und Großherzog. Da ergab sich, daß über Privatreligion und Staatsreligion, über den Privatländereien und dem Landesinteresse wir uns den Göttern priesterlicher zur Verfügung stellen müssen, damit aus unseren Generationen als den Jahreszeiten ihr Land werden könne. Genauso aber hat Goethe uns Werkleuten unser Stiftergeheimnis gegen die Gründer und Planer vorgehalten:

Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre,  
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.  
Was ich zu sagen vermöchte, ist jetzo schon kein Geheimnis.  
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Soweit eine Seele uns »das Geheimnis bleibt, das sich uns selber verbirgt«, soweit weicht jedesmal der tote Weltenraum vor den Göttern des Landes zurück. Denn als Geheimnis dürfen wir Götterkinder heißen. Am eigenen Leibe erfahren wir dann nämlich den Rhythmus des Landes der Götter. Und nur am eigenen Leibe überzeugen und erzeugen uns die Götter. Nach den Gesetzen aber, die unter Liebenden gelten, benennen wir diese Götter, »seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander.«

## DAS NAMEN-LOSE ELEND DER PHYSIKER

---

Seit einiger Zeit wird uns Laien von der Physik mitgeteilt, daß ihre Forschung das Dasein Gottes erweise. Als Laie finde ich diese Mitteilung außerordentlich komisch. Als ob die Forschungen der Physik Gott, sei es überflüssig, sei es notwendig, machen könnten! Das klingt wie blutiger Witz.

Doch hat mich meine Zuneigung zu einigen dieser Forscher dazu verleitet, hinter ihrer Komik Tragik zu sehen, daß sie Physiker sind. Es muß schrecklich sein, nur mit Quantitäten zu tun zu haben und mit Zahlen.

An Mitleid mit den Physikern hat es mir mein ganzes Leben lang nicht gefehlt. Ich wollte darum gar zu gern wissen, welchen Urtrieb sie in uns, in mir, vertreten.

Viele Texte aus meiner Feder haben daher mit der Rangordnung von Raum und Zeit sich abgemüht. Dem Physiker scheint »die Zeit« eine Dimension »des« Raumes. Dem vernünftigen Menschen aber tritt der Raum als Zeiträume, als Dimensionen seiner Zeiten entgegen.

Im Verlauf meines Nachdenkens wies ich zu meiner Zufriedenheit den Physikern das Die-Räume-Zusammenfassen zu, uns Laien aber das Die-Zeiten-Zusammenbinden. Hiervon bleibt als dauernder Gewinn übrig, daß Kants Singulare »Raum« und »Zeit« elende Abstraktionen ohne Erfahrbarkeit sind. Nur von Räumen und von Zeiten in der Mehrzahl haben wir Menschen eine Kenntnis. Der Singular »Zeit« und der Singular »Raum« sind beides nur Tendenzen unseres Willens und sind nie verwirklicht. Die Bände meiner Soziologie handeln daher von der Übermacht der Räume und der Vollzahl der Zeiten, um den Idealismus zu überwinden, der das zugrunde legt, nach dem er läuft. Niemand hat je den Singular »der« Raum oder den Singu-

lar »die« Zeit wahrgenommen. Sie sind so abstrakt wie »der« Mensch, den auch noch niemand nach Gottes Willen hat im Singular sein oder sehen dürfen, ohne zu sterben.

Aber die Tatsache bleibt, daß die Behauptung gemacht worden ist und gemacht wird, es lasse sich sinnvoll von Einem Raum und von Einer Zeit sprechen. Dieser Hang mag ein Verhängnis der Neuzeit, seit Nikolaus von Oresmes (gestorben 1382) heißen. Aber auch dann müßten wir das Verhängnis enträtseln. Ich lege also heute meine Entrüstung und meine Heiterkeit beiseite, aber auch meine Befriedigung, daß ich selber die Singulare »Mensch«, »Raum«, »Zeit« als bloß gedachte abstrakte Summenzeichen und falsche Singulare losgeworden bin.

Ich möchte vielmehr im Leben unseres Geschlechts den mächtigen Lebensakt erfassen, den die sechshundert Jahre der Jagd nach »dem« Raum und nach »dem« Menschen und nach »der« Zeit verkörpern. Offenbar hätte es auch mir passieren können, an dieser wilden Jagd teilzunehmen. Was wäre dann meine Beute gewesen?

Die Jäger erbeuten ihr Wild dadurch, daß sie ihm in alle Schlupfwinkel folgen und nachsetzen und am Ende es töten, zubereiten, verteilen und verzehren.

Mir scheint, daß der Versuch, die Räume der Seele, der Länder, der Familien, der Kirche, der Gestirne, zu vereinheitlichen, dem Versuch des Jägers entspricht. Der Mathematiker und der Physiker sind praktisch genauso wie ich genötigt, ihr Inneres von ihrem Äußeren, also zwei Räume, zu unterscheiden. Was wir uns einverleiben, und was wir äußern, sind zwei dauernde Hindernisse, den Raum als reinen Singular zu erbeuten. Entweder muß der Beobachter selbst tot sein und als Leiche in den Außenraum fallen, der gemessen werden soll, oder das Beobachtete müßte sich in den inneren Vorstellungsraum der Mathematik so hineinreißen lassen, daß es sich an der Messung selber beteiligen könnte. Der reinste Mathematiker wäre der, dem alle Quanta in seinem Inneren sich ordneten. Das Streben, nur »Natur« wahrzunehmen und Deus sive Natura mit dem Gleichheitszeichen zu

verbinden, ist also die Lust des Physikers, die Räume in Jagdbeute zu verwandeln; sie werden von ihm für todeswürdig erklärt. Er sucht sie stillzulegen, er denkt sie sich zu unterwerfen. Was wir in den Raum abstellen, dem stellen wir uns gegenüber, so daß wir ohne es leben zu können behaupten. Für einen Augenblick versetzt sich der Physiker außerhalb des Raums, den er denkt. Für einen Augenblick versetzt der Mathematiker die Dinge in den Raum, in dem er selber denkt.

Die Erlaubnis, die wir Laien diesen armen Seelen einräumen, mit dem Tode zu spielen, kommt uns zustatten. Denn die Corpora der Physik nähren uns. Leichen entströmt Nährkraft. Den Raumleichen entnehmen wir die Propellerkräfte, mit denen wir fahren, schießen, fliegen, schmelzen, schmieden. Wasser, Kohle, Öl, Uranium, Gold, Platin, wer möchte sie missen? So entsenden wir selber, die Laien, die Jäger, die Physiker, in ihr Jagdrevier und wünschen ihnen Weidmannsheil, damit möglichst viel Wasser aus dem getöteten Weltall auf unsere Mühlen geleitet werden kann. Sie verwandeln in unserem Auftrag die Schöpfung in bloße Welt. Aber wie es Vegetarier gibt, die den Tieren des Waldes das Leben gönnen, so ist ab und zu die Enthaltung von dieser Jagd nach der Raumwerdung der Welt notwendig. Denn alles ins Räumliche ziehen, heißt es töten. Der eine Raum als Ziel ist der Tod als Ziel.

Die Teleologie der Physik ist die Richtung aus Leben in Tod. Je weniger verschiedene innere und äußere Räume hübsch getrennt bleiben, desto weniger Leben bleibt. Denn Leben bedeutet einen eigenen Raum haben. »Raum« ist die Verleihung eigenen Lebens an ein Individuum. Damit es lebe, darf es nicht weiter geteilt werden. Und dies Gebot muß ausgesprochen werden, und es muß als gültiges Gebot befolgt werden. Ich darf nicht töten; ich darf nicht enteignen; ich darf nicht verjagen. Nur wer diese Gebote befolgt, darf jene Teile der Welt, die ohnehin tot und uneigentlich sind, verräumlichen, sozusagen physizieren. Als Hausvater, als Ökonom muß der Physiker die heilig stillen Räume ehren, die er als Physiker denkend vernichtet. Die Physik setzt

also nicht etwa *voraus*, daß die Schöpfung in einen einzigen Raum im Singular verwandelt werden dürfe, sondern sie hat von uns den Auftrag erhalten, zu sehen, wie weit sie mit dieser Tendenz, den Raum zu vereinheitlichen, gelangen kann. Heute, wo sie uns bedroht, uns enteignet, uns zu töten droht, da kann nicht die Physikerzunft selber helfen. Wir müssen ihr helfen, indem wir unseren, der Laien, der Gesellschaft Auftrag an sie, sei es zurücknehmen, sei es limitieren, sei es erläutern.

Alle drei, Zurücknehmen, Limitieren, Erläutern, werden wohl zusammengehören. Und da bislang den Physikern selber das Limitieren überlassen wird, möchte ich mit dem Erläutern beginnen.

Wer Physik treibt, erweitert den Raum des Todes. Je einheitlicher der Raum, desto toter erscheint uns das Universum. Der einzelne unter uns bemerkt oft nicht, daß solcher Schein höchst einseitig von der Richtung seiner Augen abhängt. Es ist der alltägliche Mensch in mir, der seine zufällige Blickrichtung überschätzt. Auf diese Weise bleiben mir im Alltag die Rätsel des Sterbens und die Rätsel des Lebens verborgen. Im Alltag rechnen wir nicht mit der Umwandlung unserer beruflichen Blickrichtung. Darum lassen wir Leben und Sterben säuberlich getrennt. Die Lebenden sehen ungern dem Sterben zu. Die Sterbenden wirken selten ihre Unsterblichkeit ins Leben zurück. Auferstehung ist unfaßlich für die Todesangst. Sterben ist unerträglich für die Lebensgier. Das Leben vervielfacht die Räume, um nicht zu sterben. Jeder Lebende ruft: Laßt die Toten ihre Toten begraben.

An dieser Stelle wird es deutlich, daß wir unaufhörlich dem Tode entlaufen in einen anderen Raum, in dem wir benennen, was schon tot sei, und wer noch lebe. Die Fülle der Räume zerfällt in Gräber und Wiegen. Wo tote Sachen bearbeitet werden, steigen wir in Schächte des Todes hinunter, die wir als Raum beherrschen und begreifen, wo Leben erhofft wird, wiegen wir uns in seinen Rhythmus hinein und atmen ihm entgegen, damit es uns immer voller ergreife. Beides aber können wir nur dank der

Sprache. Dank Grabesraum und Zeitenrhythmus nehmen wir am Sterben und Leben des Weltalls teil. Wir steigen in den Raum der toten Dinge hinunter, um uns zu nähren, zu kleiden, zu wärmen aus der Jagdbeute. Umgekehrt lassen wir selber uns vom Rhythmus des Lebens ergreifen, um Zeit zu gewinnen. Dem Todesraum tritt also die Lebenszeit gegenüber. Auch sie eine Eroberung, aber total umgekehrt wie die Jagdbeute des physikalischen Raums, kommt unsere Lebenszeit zustande. Aus Sekunden wird sie gläubig zusammengefügt, indem wir uns ihr anvertrauen. Dem Mißtrauen der Wissenschaft vom Raume entspricht das Vertrauen des Lebenden in seine Zeit. Leben heißt aus abgeschnittenen Sekunden die Zeiten binden und verfugen. Und das geschieht dadurch, daß wir uns von der Einen Zeit erobern lassen. Wir müssen die Beute der Ewigkeit, der Einheit aller Zeiten werden.

Nun entsinne sich der Leser, daß Räume dadurch ein Raum werden, daß wir jedem Teilraum seinen Eigennamen absprechen. Das Weltall kann nur gedacht werden, wenn die Namen Europa, Amerika, Venus, Erde, sich ihm nicht in den Weg stellen dürfen. Wir müssen von ihnen abstrahieren.

Wie ist es aber mit der Zeit? Kann die ganze Zeit auch nur dadurch gelebt werden, daß wir ihren Tagen oder Stunden die eigenen Namen absprechen? Vielleicht ist diese Frage töricht formuliert. Aber sie führt auf die richtige Antwort. Die Lebenszeit, die Geschichte, die Ewigkeit wären leere Worte, es wäre denn, sie verliehen jedem Tage im Kalender seinen Sinn und seinen entsprechenden Namen! Also dem eigenen Wohnhaus, dem Vaterland, der irdischen Heimat entziehen die Physiker die Namensmacht. Aber den Gläubigen strömt aus der Ewigkeit die Vollmacht zu, Geburtstag und Hochzeitstag, Festtag und Werktag, Friedensfest und Kriegsausbruch zu benennen. Die Zeit ist eine blühende Flur, wenn jedem ihrer Augenblicke sein geheimer Name offenbart werden kann. Aus der Fülle der Zeit heißt der einzelne so wie er endgültig heißen soll, und die wahre Einzelheit der Zeit ist der namentliche Mensch. Die Nament-

lichkeit der Menschen stammt aus der Fülle der ganzen Zeit. Hingegen fällt der einzelne Raumteil erst dann in den Einheitsraum der Physik, wenn ihm sein besonderer Name abstrahiert d. h. weggenommen worden ist.

Die Zahlen des Raumes entziehen die Namen, um den Raum zu vereinheitlichen. Aber die Namen vollziehen die Einheit der Zeit, indem sie aus dem Glauben an die Einheit aller Zeiten sich auf uns niederlassen. Zeit finden heißt Leben schaffen. Räume vereinheitlichen, heißt immer das Leben abschaffen. In den Raum hinein schaffen wir ab. Aus dem Singular Zeit heraus, aus der Kraft zu ihrer Vereinigung schaffen wir neu.

Deshalb erklären Quanten, Kernphysik und Relativitätstheorie das Weltall, indem sie alle die Elemente des Weltraumes ihrer eigenen Namen berauben und sie so zum Verstummen bringen. Sie abstrahieren.

Deshalb umgekehrt gehören die Namen Rutherford, Planck, Heisenberg, Einstein in die Geschichte, indem die Zeit sie zum Sprechen bringt und so namhaft macht. Geschichte konkretisiert! Die Strenge dieser Polarität zwischen namhaften Forschern und entnamten Dingen ist so groß, daß Welt und Mensch auf ewig auseinandergerissen bleiben. Wir Menschen und das Weltall sind niemals auf einen Nenner zu bringen. Der Versuch wird immer wieder gemacht. Er muß jedes Mal scheitern. Mensch und Welt reimen nicht aufeinander. Nur unsere Leichen gehören in die Welt. Mensch und Welt sind die zwei entgegengesetzten Versuche Gottes mit seinen Geschöpfen. Gott ist die Macht, die darüber entscheidet, was jeweils Zähler, wer Nenner in einer Stunde der Geschichte werden muß. Abstrahieren heißt zum Tode verurteilen. Konkretisieren heißt ins Leben rufen. Zähler und Nenner entsprechen sich in Ihm, der Sterben und Ursprung, beide, hervorruft. Die Dreifalt Gott, Mensch, Welt läßt sich weder auf Gott, noch auf Welt, noch auf Mensch zurückführen. Die sämtlichen Monisten und Dualisten, sie, die alles vergotten, alles verweltlichen, alles vermenschlichen möchten, oder die nur entweder Gott und Seele, oder Welt und Mensch, oder Gott und

Welt übrig lassen, können nicht bis drei zählen, sie sind die »Primitiven« unter uns. Sprechen aber ist die ungeheure Macht, die uns erlaubt, bis drei zu zählen und dadurch über die zerstückelte Zeit in größere Zeitspannen hinaufzuwachsen, oder unter den Todesraum der Physik in die lebendigen Zellen des geteilten Raumes hinunterzusteigen. Die angeblich primitiven Menschen der Urzeit haben bis drei zählen können und zwischen Abstrahieren und Konkretisieren abgewechselt. Aber Abstrakta, »Zeit« und »Raum«, die beiden idealistischen Irrtümer haben der namenlosen Schreckenszeit den Steigbügel gehalten, in der Mensch, Gott, Welt nicht mehr unterschieden wurden. Die scheußliche Folge war, daß Menschen zu Weltdingen wurden in Gaskammern und Konzentrationslagern, bloße Nummern; andere wurden zu ruchlosen Titanen oder Giganten, die sich selber berufen und die Welt nach sich benannt haben. Stalin und Hitler, vor unseren eigenen Augen, haben eine bloße abstrakte Welt über die Menschen in ihr hinaus zu erschaffen gewagt. Deshalb haben beide, Stalin wie Hitler, ausdrücklich abgeschafft werden müssen. Sonst wäre das Menschengeschlecht den namenlosen Erstickungstod gestorben, den jede Verwechslung von Singular und Plural, von Räumen und Raum, von Weltall, Menschen, Gott, von Name und Zahlen hervorruft. So aber ist es noch einmal gelungen, Zeit zu gewinnen. Die Weltkriege sind gegen die bloße Weltwerdung der Menschheit geführt worden. In jeder Katastrophe geht uns die Zeit verloren, und der tote Weltraum droht alles zu verschlingen. Dann schenkt uns die Liebe doch noch einmal Zeit. Die Zeit ist ein Geschenk der Liebe. Denn sie wagt es aus dem All heraus der geliebten Seele die Einzigkeit ihres Namens zu verleihen. Und aus der Einzigkeit des von der Liebe verliehenen Namens gliedert sich das Menschengeschlecht nach der Katastrophe noch einmal in die eine, sie zu Mitgliedern berufende, namentliche Zeit.

Eine Erfahrung des täglichen Lebens verdient vielleicht herangezogen zu werden. Denn sie wird dem Leser erlauben, in sich selber den Wächter des Weltraums und die Seele der Gotteszeit

wahrzunehmen. In meiner Soziologie ist bereits dargetan, daß wir Räume und Zeiten in der umgekehrten Reihenfolge wahrnehmen. Dem Säugling tritt die Zeit nur als Augenblick vor die Augen, mithin als Zeitabschnitt kürzesten Ausmaßes. Hingegen umarmt das Kind den Weltraum in grenzenloser, unbedenklicher Einheit. Also die Sekunde und das Universum sind dem Neugeborenen die Formen seiner Erfahrung für Zeiten und Räume. Diese Erfahrungen beide liegen vor seinem Eintritt in die Sprachgemeinschaft. Daher sind sie nicht wortgeborene, sondern unvermittelte Erfahrung.

Mühsam lernt das sprechende Kind, daß weder der Raum unbegrenzt sei, noch die Zeit abgerissen und unverbunden. Den Raum zu unterteilen zwingt das Kind die Sprache, wenn es Zimmer und Tür, Wände und Zäune in seinen Einheitsraum einbauen muß. Alle Teilräume sind sekundäre, sprachgetragene Erfahrungen des heranwachsenden Menschen. Umgekehrt sind die Stunde, der Tag, die Woche und das Jahr nachträgliche Erfahrungen von uns ephemeren, d. h. nur augenblickbestimmten Menschenkindern.

Die Einheiten der Zeit treten wir nun als Erben der Geschichte an. Aber in den Raum tritt der Neugeborene als Weltherrscher ein, und erst die reifende Seele ist es, die mehr und mehr Raum, um des lieben Friedens willen, an ihre Geschwister abtritt. Des Sterbenden Weisheit ist es, den Raum gelassen abzutreten, aber in die Fülle der Zeiten hinüberzutreten. Als Lincoln den letzten Atemzug tat, sagte sein Kriegsminister Stanton: Nun gehört er in die Epochen der Geschichte (Now he belongs to the ages). Raum nimmt der Tote nicht mehr ein, aber die ganze Zeit umfaßt ihn. Weil also am Anfang des Lebens Raum im Ganzen, Zeit als Bruchstück erlebt werden, am Ende des Lebens Raum als Bruchstück, Zeit hingegen als eine, deshalb spielt die Sprache in beiden Bereichen die umgekehrte Rolle.

Das Unterteilen des Raumes muß gelernt und ausgesprochen werden. Denn an sich glaubt das Kind an die Harmonie eines einzigen Raumes für innen und außen. Die Einbettung der Zeit-

sekunden in ein Ganzes muß gelernt und ausgesprochen werden. Denn an sich glaubt kein Baby an irgend einen bindenden Zusammenhang der vielen Momente; von gestern bis morgen fängt es beliebig oft an, und hört beliebig oft auf. Das gerade heißt kindlich leben.

Die Sprache muß also zwei Leistungen hinzubringen, die dem Neugeborenen fehlen: einmal die Überbrückung der Augenblicke in eine Lebensgeschichte von Adam bis zum jüngsten Tag, und auf diese Weise ein immer besseres Binden aller Zeiten in ihrer Fülle und Vielzahl; und zum anderen die sinnvolle Unterteilung des toten Raumes der Physik in Erdteile, Länder, Heimaten, Häuser, Zimmer und Zellen geheimen innerlich beredten Lebens.

Weil der Sprache diese Zeiteinheit und diese Räumemannigfalt im Laufe der Geschichte zu schaffen obliegt, deshalb hält der Physiker an dem Eingangstor dieser beiden Prozessionswege Wache. Er rettet die Vorgeschichte! Er reduziert die Welt immer neu zu dem einen Raum, als den sie der Säugling umarmt. Dafür wird des Physiklers selber dankbar von uns in der Gestalt gedacht, in der er am Ende seiner Leistungen erscheint! Mit seiner Lebensleistung als Wächter der Vorgeschichte wird der Physiker ein Mitglied des »Sohnes«, d. h. der benannten, in Gottes Namen geeinten Söhne und Töchter des schaffenden Geistes. Denn mit seinem Abschaffen der uns betörenden Teilgestalten, Fixierungen, Individualitäten, Spezies und Arten, ist der Naturforscher unentbehrlich. Töten und ins Leben rufen bedingen einander eben. Ohne Tod kein Leben. Ist »der Sohn« der kürzeste Ausdruck für die Notwendigkeit der Weiterschaffung der Schöpfung durch uns Menschen, so ist »die Welt« der kürzeste Ausdruck für die Notwendigkeit ihrer unausgesetzten Wiederabschaffung. »Welt« ist kein Ruhewort. Es ist ein Tätigkeitswort, das uns auffordert, respektlos zu werden. In jedem einzelnen von uns treten Töten und Ins-Leben-Rufen, Abschaffen und Weiterschaffen als Spiegelung der Akte Gottes hinein. Beiden muß gedient werden. So wie eines jeden Dasein halb von seinem Todestag her berufen und halb von seinem Geburtstag

her bestimmt wird, so erscheint uns auch die gesamte Schöpfung halb als abzuschaffen und halb als weiter zu schaffen. Verehrung und Respektlosigkeit werden beide uns aufgenötigt. In Welt und Gotteskind bricht das Geschöpf auseinander.

Wo wir in Gottes Namen schaffen, wölbt sich der Regenbogen der Zeit. Wo wir aber aus seinem Namen Vergängliches oder Vorübergehendes herausschaffen, entrümpeln wir den Raum. Der Sohn, das ist die alle Namen hervorrufende Nennkraft unserer Bestimmung. Der Raum, das ist die wieder in ihre Namenlosigkeit zurückgeworfene stumme Unendlichkeit. Ohne Wiederverstummen und ohne Ernennen ginge die Schöpfung unter. Im Ausatmen und Einatmen, dank Ausschließen in den bloßen Raum der Welt und dank Einschließen in die Friedenszeiten des Sohnes, geht die Schöpfungsgeschichte weiter. Das zweite Jahrtausend hat die Zurückverwandlung der Welt in Raum betont und kultiviert. Es hatte dazu guten Grund. Im Jahre 1046 wurde drei Päpsten vom Kaiser Heinrich III. der Papstname aberkannt. Ein Aufschrei der Empörung antwortet dieser Verweltlichung des Himmelsraumes der Kirche. Gegen den Eingriff der Kaiser in ihre heilige Namenswelt beschloß die damalige Intelligentsia revolutionär, sie wolle lieber selber die Kirche in eine geometrische Figur umwandeln, in einen weltweiten Wahlkreis für die nächste Papstwahl<sup>1</sup>. Da also wurde Gott zum Geometer ausgerufen; gegen die kaiserliche Willkür der Namengebung schien sogar der kahle Kreis der Welt die göttlichere Figur. Von den damaligen geometrischen Reformern her ist der Weg in die Geometrie weitergegangen. Am Ende steht ein Buchtitel des Geometers Wiener, »Gesetze der göttlichen Weltordnung«. Es schien diesem Manne und all den Erben der tausend Jahre Weltbeweisgeometrie unumstößlich wahr, daß Gott selber geometrisch denke und schaffe. Auch die Ethik sollte die Geometrie nachahmen (Spinoza). Indessen uns, den Vorfahren einer erst

---

<sup>1</sup> Für die Einzelheiten siehe meine »Europäischen Revolutionen«, 3. Aufl. 1961, S. 142, und weiteres »Out of Revolution«, 1938, S. 533.

neu zu gewinnenden Zeit ist es auferlegt, Gott den Geometern zu entreißen. Gott ist unregelmäßig! Weder Punkt noch Linie noch Dreieck noch Würfel ähneln Gottes Geschöpfen: sie ähneln ihnen so wenig wie das Baugerüst um den Kölner Dom den Formen dieses Domes ähnelt.

Das menschliche Gedankengerüst, das Gottes Gedanken nachdenkt, ist selber ungöttlich. Gott ist kein Geometer, und er ist kein Physiker. Wer Leben schützen, hervorrufen, pflegen, fördern will, befreie sich ganz und gar von rechnerischen, räumlichen, objektiven, kurz von seinen eigenen Vorstellungen. Sie alle sind lebensfeindlich und widergöttlich. Sie sind dem Toten angemessen, aber eine Anmaßung dem Lebendigen gegenüber. Jeder Fingerabdruck, den die Polizei nimmt, ist origineller, und so ist es seit Anbeginn. »Originell ist mir nur, was so alt ist, wie die Welt« hat Hölderlin gesagt. Mithin wird die Welt nur verjüngt durch das, was herrlich, wie am ersten Tag, der Geometrie ins Gesicht schlägt.

Der geometrische Gott hat von 1046 bis heute als Schutzpatron der Organisation des Todesraumes der Physik die Zaubernamen der alten vorchristlichen Weltreiche beseitigt. Er hat den Boden der Welt reingekehrt von den Gespenstern der Vergangenheit. Aber dem Menschengeschlecht selber ziemen weder Elektronenhirne noch Rechtecke noch Kreise. Es ist kein Gegenstand der Geometrie, nicht einmal der Infinitesimalrechnung deshalb, weil es kein Gegenstand für irgend jemanden ist. Es steht Euch Physikern nicht gegenüber als Euer Objekt, denn Ihr untersteht ihm, und innerhalb dieses Geschlechts haben wir Euch erlaubt, die Furchen der fruchtbaren Flur der Zeit zu pflügen. Aber Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen, hat Matthias Claudius uns Menschen genannt. In dem von Euch rein gepflügten Boden der Welt, dem Raum, dem alle Namen ausgerupft sind, muß die den Teilräumen entrissene Menschheit neu eingesät werden, damit noch einmal das göttliche Leben auf Erden weitergehe, unter namhaften Menschen, einschließlich namhafter Physiker.

## DIE LUST AM LÄSTERN

---

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!

Dies ist das A und O alles seelischen Lebens. Es ist der Anfang; denn sobald die Seele spricht, muß sie loben und danken. Alle fruchtbaren Gedanken sind dankbare Gelöbnisse des Menschen. »Erinnere dich, was er dir Gutes getan hat«, spricht die Seele; und indem sie nun seine Guttaten nennt, siegelt sie mit dem Hauch ihres Mundes das eigene Gelübde fest, diese Taten Gottes bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen und fortzusetzen.

Es ist aber auch die Vollendung. Denn auch alle Teilkräfte des Menschen, die in ihm sind, Hand und Fuß, jedes Gliedes unserer Natur, regen sich nur, um die Attribute des Gottesnamens zu bereichern. In ihrem Wirken auf Erden erzeugt die Schaffenskraft des Menschen stets neue Spuren der Elohim, der gestalteten Allmacht auf allen Gebieten des Lebens. Täglich erfährt so durch menschliches Tun ein neuer Name der Allmacht in Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche, Wirtschaft und Arbeit seine Abbildung. Eine Arbeitsteilung zeigt sich innerhalb der menschlichen Natur. Die Seele als Seele dankt und denkt und spricht, das heißt, sie kann in Worten und Begriffen Gott loben. Die Teile und Glieder unserer irdischen Organisation aber können nicht sprechen mit Worten, sie müssen den Namen nachbilden in ihrem Wirken. Der Gottesdienst der Seele selbst ist Geistesschau, Lobgesang und Psalmodieren, Sinnen und Ruhem in Gott. Der Gottesdienst unserer geschöpflichen Kräfte aber vollzieht sich leibhaftig.

Wo die Seele und Alles, was in mir ist, beide gesund sind, da wird der Mensch Gottes Haus, Kirche. Er wird kraft dieser Zweifheit als Seele und als Kreatur das Ebenbild dieser Kirche, weil

die Kirche ja immer zugleich sichtbares Haus und unsichtbarer Geist ist. Schon Augustin hat dies Doppelgesetz des Menschen klar ausgesprochen; er sagt: Wer recht lebt, in dem ist Gott; wer recht denkt, der ist in Gott.

Die dankende Seele denkt recht und ist deshalb in Gott geborgen, wie die Tochter im Vater, wie das Ebenbild im Schöpfer. Hingegen wird unsere Lebenskraft, also das seine Kraft in Gottes Namen einsetzende und verströmende Geschöpf, von Gott selbst getragen und regiert; es dient ihm, weil es als Ton von der Hand des Meisters sich kneten läßt.

So wird das Geschöpf zwar Gefäß und Werkzeug wie die steinerne Kirche mit ihren sichtbaren Wänden. Die Seele aber wird Gottes Ebenbild und Tochter wie die sponsa Christi, die Braut, die unsichtbare Kirche. Beides zusammen ist der Mensch, der mit Leib und Seele Gott lobt.

Wie einfach ist es, so zu leben, weil das Ganze und alle seine Teile sich auswirken können. Wie selbstverständlich wirkt dies selige Spielen der Kinder Gottes vor seinem Angesicht.

Plötzlich aber wird diese Einfachheit zerstört. Tiefer Ernst wird aus dem Spiel; eine unlösbare Schwierigkeit tut sich auf. Ein anderer Psalm ertönt: es heißt nämlich nicht mehr: Lobe den Herrn, meine Seele, sondern: Jauchzet dem Herrn alle Welt.

»Alle Welt« tritt an die Stelle deiner und meiner Seele. Aber die Welt jauchzt doch nicht. Und der Mensch als Teil der Welt kann auch zunächst gar nichts dazu tun, damit der ganze Kosmos jauchzt. Die Seele kann zwar aus der Welt als Seele heraustreten, kann sie fliehen. Aber dann ist die Welt erst recht stumm. Und was uns heut noch mehr angeht: die Seele gehört vielleicht nicht zur Welt, aber bestimmt gehört zum Kosmos alles, was in mir ist. Meine Arbeitskraft ist ein Teil der Welt. Meine Gedanken sind geschöpflicher Herkunft; dämonischer oder heilsamer Natur mag mein Geist sein; bestimmt aber ist er ein Geschöpf, erschaffen wie alle anderen Dinge dieser Erde. Die menschlichen Geister sind so sterblich wie unsere irdischen Leiber. Die Geister unserer Berufe, des Arztes, des Schusters, des Richters, des Bau-

ern, sie alle sind kosmischer Herkunft. Und wenn eine Schätzung ausgeht vom Herrn des Himmels wie weiland vom Kaiser Augustus, so muß jeder von uns seine irdische Stadt aufsuchen, deren Geist er dient, der Gelehrte die hohen Schulen, der Jurist die Tempel der Themis, der Arzt die Krankenhäuser, der Arbeiter die Fabriken, der Kaufmann sein Kontor. Dort dient er als Rädchen innerhalb des Produktionsprozesses. Dort wird er erkennbar als Arbeitsrune auf der Tafel der Kosmoswerte, in seinem Wirken muß man den Menschen aufsuchen, um zu erkennen, ob alles, was in ihm ist, Gottes Eigenschaftsworte mehrt und lobt. Heute weniger denn je rührt ein einzelner seine Kräfte. Die Welt rührt sich.

Wie sollen wir die ungeheure Geschäftigkeit der modernen Welt einschätzen, die mit allen unseren Kräften wuchert? Wie schätzt der Weltenherrscher die Betriebsamkeit ein, an der heut »alle Welt« sichtlich leidet?

Und da soll überdies alle Welt jauchzen, soll dasselbe tun, wie der Mensch? Wie soll der Kosmos Gott ebenso preisen können, wie meine Seele das vermag?

Gibt es eine »Weltseele«? Der erste Satz des Neuen Bundes gibt an: Gott habe den Kosmos so geliebt, daß er ihm seinen Sohn gab. Ist nun Christus, die Seele des Kosmos, erst im Jahre Eins geworden? Oder hat die Welt selbst eine außerchristliche Seele, eine namenlos-ungetaufte, die von Gott geliebt werden konnte, so wie der Bräutigam die Braut lieben kann, längst ehe sie seinen Namen trägt, ja gerade, weil sie seinen Namen nicht trägt? Die menschliche Seele kann gewiß ohne Theologie selig werden. Und deshalb gehen gerade die stillen und frommen Seelen dieser Frage nach dem Einswerden ihres eigenen Dankes mit dem Danke aller Welt gern aus dem Wege. Sie denken, der Knoten werde sich schon einmal am Weltende entwirren. Bis dahin läßt der Christ die Welt in sich beruhen und achtet nur, daß ihm niemand seine Krone raube.

Die Christenseelen haben sich daher mit Vorliebe von der argen Welt recht herzlich unterschieden und die Welt gelassen, geflo-

hen, gemieden. Sie haben, wenn das nicht ging, an die Stelle der Askese die Weltüberwindung gesetzt. Sie haben die Welt vergeistigt, idealisiert und geschmückt. Sie haben in tausend Formen die Welt *missioniert*. Denn die christliche *Kirche* ist wie der Apostel zum Lehrer der Völker der »Welt« bestellt. Und die christliche Welt ist dann, wie man zu sagen pflegt, der jeweils von der Christenheit der Welt abgerungene Erdquadrant, ist die christlich gewordene Welt. Die christliche Welt ist also stets *nachchristliche* Welt. So bleibt die Frage nach der außerchristlichen, namenlosen Seele der Welt als Braut und die Einordnung meiner Arbeitskraft in die tätige Danksagung des ganzen Kosmos bei diesen Formen christlich-kirchlicher Mission noch ungestellt und also auch unbeantwortet.

Die unchristliche Welt aber war und blieb bloß der Raum, aus dem sich der Christ fortbewegte in den neuen Äon, den überweltlichen, den weltfreien und weltlosen. Diese unchristliche Welt, diese arge, hoffnungslose, natürliche, glaubenslose, mechanische Welt aber existiert, *sie ist da*. Und sie verbittet sich seit kurzem die Behandlung, die sie durch die christliche Kirche und durch die christliche Welt erfahren hat. Sie verbittet sich die Vertagung des Prozesses bis zum Weltende. Sie provoziert den Jüngsten Tag.

Als außerchristliche und unchristliche Welt bestreitet sie neuerdings entschlossen der christlichen Kirche und der christlichen Welt ihr Erstgeburtsrecht. Diese arge Welt fängt an zu sprechen. Mit unaussprechlichem Seufzen nämlich, fluchend, ächzend, stöhnend steht die Welt auf vor unseren Augen gegen Kirche und Christenheit. Sie klagt Kirche und Christen an. Gegen die christlichen Völker tritt auf die *Völkerwelt*, Chinesen, Inder, Neger, Malaien, und hält den Christen die Verbrechen der christlichen Völkerwelt vor. Diese Völkerwelt der Unterdrückten hält z. B. Kongresse ab, in denen sie unter anderem sich zum gemeinsamen Kampfe gegen das Opium der christlichen Religion rüstet. Die außerchristliche Menschheit protestiert gegen die christliche, gegen die aus der bösen Welt glücklich erlösten

Völker. Und die christlichen Völker lauschen erschrocken der Anklage, so als ständen sie am Jüngsten Gericht vor dem Weltenrichter; so wissen sie schon heut nicht, was sie sagen sollen. Quid sum miser tunc dicturus? Ein Mann wie Albert Schweitzer geht aus der christlichen Völkerwelt hinaus, hinüber auf die andere Seite der Ankläger. Ich weiß nicht, welcher Geist beim Jüngsten Gericht die Anklage gegen die armen Seelen verliert. Aber das weiß ich, daß die Geister aller nichtchristlichen Völker, Brahma und Wotan, Vitzlibutzli und Shiwa heut Anklage erheben gegen die christliche Welt und ihren Jüngsten Tag verkünden.

Dies ist die Krisis der christlichen Mission in der Völkerwelt. Die Christenheit hat ihren Rang verloren. Ihre Sendung ist zweifelhaft geworden. Die verachtete Welt erscheint heute weniger verächtlich als die Christenheit. Denn die verachtete Welt ist wenigstens nicht so verächtlich, sich ihrer Erlöstheit zu berühmen. »Die Christen müßten erlöster aussehen, wenn wir ihnen ihre Erlösung glauben sollten«, spottet der Antichrist Nietzsche. Diese Anklage des Jüngsten Tages erhebt die Völkerwelt gegen die christliche Welt. Diese beiden Welten sind räumlich noch verhältnismäßig klar gegeneinander abgesetzt; Afrika und Asien stehen gegen Europa, Amerika und Australien. Und nicht nur einzelne laufen über zu den Anklägern. Sondern ein christlich-europäisches Volk, das russische, erklärt der Christenheit den Krieg, stellt sich an die Spitze der Asiaten und Afrikaner und will Europa zum bloßen Vorgebirge Asiens machen. Deshalb sprechen die Russen jetzt gern von Eurasien.

Diese Weltraumkämpfe drängen die christliche Mission in die bloße Defensive. An die Stelle der Ausbreitung des Christentums tritt eine rückläufige Bewegung. Der Abfall der russischen Christenheit zu den Außerchristen und Nichtchristen lähmt die sichtbaren Schwingen, die den Flug der christlichen Seele tragen. Aber damit sind nur die sichtbaren, sozusagen die geographischen Sicherheiten weggebrochen. Umfassender ist die andere Weltumgestaltung, die nicht so einfach geographisch festzustel-

len ist und die dennoch die christliche Seele um ihren Raum in der Welt zu bringen beginnt. Eine neue Weltgestalt tritt dräuend vor die Kirche. So wie die christliche Welt von der eurasischen heut ausgepiffen wird, so wird die Kirche heut verhöhnt und abgeschafft von der neuen Weltgröße der *Gesellschaft*.

Die *Gesellschaft* erhebt sich heut über die Kirche. Sie hält der christlichen Kirche vor: »Du bist unfruchtbar, du bist unwirksam. Ich bin viel anspruchsloser als du und leiste doch viel mehr. Du hast den Frieden allen bringen wollen, die guten Willens sind. Ich werde verwirklichen, was dir stets mißlungen ist, den Weltfrieden. Du hast das im Namen der seelischen Liebe und der menschlichen Freiheit versucht. Mir gelingt es im Namen des wissenschaftlichen Gesetzes und der ökonomischen Notwendigkeit.

Dabei trägst du eine große Pfauenfeder der Eitelkeit: mit großen Kirchendomen, viel Gesang, Priestertracht und verstaubten Dogmen unternimmst du deine mißglückten kleinen karitativen Versuche. Meine Sprecher aber, die Soziologen, enthüllen dich.« Dieser Ton, den die *Gesellschaft* gern anschlägt, ist rüde und geschmacklos, und die Kirche muß ihre Hallen entweiht fühlen durch die Ironie, den brutalen Hohn und die bittere Überlegenheit in jedem Wort, das aus der *Gesellschaft* zu ihr dringt.

Aber auch der abgehetzte, ermüdete Pfarrer, auch der fromme, gläubige Christ entdeckt heut in sich die Herrschaft dieser Macht über sich. Es gibt bestimmte Lagen, in denen die Rede sich im Munde umdreht und in denen gewisse – noch so heilige – Dinge nicht ernst genommen werden können, von keinem von uns! Dort, wo der Arbeitsmensch in uns mit Aufbietung seiner letzten Kraft schuftet und sich durchringt, wo er im Frontalangriff gegen eine Schwierigkeit kämpft im Schweiß seines Angesichts, dort kann er nicht so reden wie am Feierabend und am Sonntag.

Entweder er ist in dieser Lage stumm oder wo er aufgefordert wird, zu sprechen, da wird seine Rede grob, gallig und voll Anstrengung sein.

Wir wollen aber die Geduld aufbringen, den Menschen ohne Sonntag und ohne Feierabend so anzuhören, wie er allein reden kann: heftig, trotzig, ungerecht, aber wirkungsvoll und arbeitssam. Dieser Mensch heiße uns der Gesellschaftsmensch. Der ist ein anderer als der Volksgenosse oder der Staatsbürger. Denn die Gesellschaft besteht nur aus den Momenten unserer Arbeit. Sie ist das Gefüge unserer Kräfte dort, wo sie tätig werden, und nicht dort, wo sie ruhen.

Die Gesellschaft betrachtet daher auch alle geistigen Vorgänge nur nach dem Arbeitsaufwand, der in ihnen steckt. Sie analysiert auch das Treiben der Kirche nur auf das, was darin »Treiben« ist, also auf Betrieb und Kraftaufwand und Rentabilität. Die Gesellschaft kleidet sich in die unscheinbaren Gewänder einer Kartotheke, einer Bank, eines Kartellvertrags; aber sie meint, gehorsam tauche nun die Una Sancta, die Einheit der Völkerwelt, die die Kirche solange vergeblich beschworen hat, aus den Fluten herauf. Was habe die Kirche das Leben unerträglich kompliziert gemacht durch Sekten, Konfessionen und Weltanschauungen, die immer neu von den kirchlichen Dogmen und dem Kultus abgestoßen und angeregt werden. Die Kirche hat zahllose Ämter geschaffen in ihrer Hierarchie vom Papst bis zum Exorzisten. Dann hat sie zwar das alles durch das allgemeine Priestertum ausgelöscht. Aber die christliche Welt, die an die Stelle der Romkirche getreten ist, erscheint genau so kompliziert. Wo die Gesellschaft nur Arbeitskräfte, Arbeitsbienen und Rädchen im Produktionsprozeß sieht, da hat der christliche Staat eine lächerliche Pyramide von Konsistorialrten, Superintendenten, Ökonomie- und Kommerzienrten errichtet. Und die Kirche hat diese Beamtenhierarchie sanktioniert. Sie nimmt selbst an dem Dünkel der Akademiker teil, die über den Ungebildeten in den letzten Jahrhunderten eine selbstsüchtige Herrschaft ausüben. Die Pfarrer sind eifersüchtig auf ihre Bildungsprivilegien.

Davor verblaßt die ganze Predigt der Kirche gegen die Selbstsucht. Solange hat die Kirche gegen den Egoismus gepredigt und

die christliche Nächstenliebe den Leuten ins Blut gegossen, daß sie gar nicht mehr persönlich selbstsüchtig zu sein wagen. Aber dafür sind sie es um so rücksichtsloser für ihren Beruf. Die sogenannten Idealisten sind die schlimmsten. Ein idealistischer Professor überschreit sich vielleicht vor Idealen, er hungert vielleicht sogar für irgendeine Marotte. Aber während er verkümmert dank seiner Selbstlosigkeit, kann er nicht laut genug agitieren für die Würde des deutschen Professorenstandes. Da ist jede Selbstvergötterung recht. Man läßt aus Angst vor der unchristlichen Selbstsucht heut seinen Egoismus auf den Beruf ab. Und schon ist alles gerechtfertigt. Die Kirche predigt noch immer den armen Sündenlämmeln. Merkt sie denn nicht, daß sie ihr längst entwachsen sind aus dem Individuellen ins Soziologische? Sie sind ja einzeln zum Sündigen viel zu kraftlos, viel zu abgepannt und eingespannt in die Tretmühle. Sie sündigen längst nur noch in corpore.

Und wer gibt ihnen das beste Beispiel? Die Kirche selbst. Es gibt keinen naiveren Egoisten als die Kirche. Schon an ihrer Eingangstür muß man die Visitenkarte seines Bekenntnisses abgeben. Wer nicht im ersten Atemzuge bekennt und feige zu Kreuze kriecht vor Dingen, die er als Laie nicht verstehen noch übersehen kann, der ist für sie anrühlich. Katechumenen kennt sie nicht mehr, keinen unendlich weiten Raum der Erwartung und Hoffnung für die Kinder der Welt. Mit dem naiven Egoismus der Gehaltsklassenakademiker bildet sie sich ein, die Leute müßten Jakobs Segen bei ihren Pfarrern als den Spezialisten ein für allemal beziehen. Mag sein, daß die sogenannte gute Gesellschaft noch eine Weile Lohndiener bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen engagieren wird. Aber im übrigen ist die Kirche durchschaut und geht niemanden mehr ernstlich an.

»Denn ich, die Gesellschaft, gehe aus vom Egoismus der Menschen und vom Egoismus der Berufe und Klassen, und weil ich ihn bejahe, deshalb atmen die Leute beruhigt auf. Ich frage keinen nach seinem Bekenntnis. Denn wer arbeitet, der soll auch essen.

Gewisse von der Kirche gehütete Mysterien der Jungfrauen-geburt oder der Auferstehung, in denen vor 2000 Jahren eine sinnvolle Opposition gegen gewisse griechische Mythen gesteckt haben mag, sind längst aus dem Mittelpunkt des Interesses gerückt. Glaubt daher nicht, daß meine Menschen mit der Kirche über dies Zeug streiten. Sie wissen glücklicherweise nichts mehr davon. Sie haben die Kirche und ihre Ansprüche vergessen.

Und das ist kein Wunder. Haben sie doch alle Hände voll zu tun bei der Arbeit, der die Kirche sich feige entzogen hat, weil sie Angst vor ihr hatte, bei der Gestaltung des Jüngsten Tages. Wie hat die Kirche von diesem Tage geredet! Mit Heulen und Zähneklappen. Wir, wir leben ihn. Die Gemälde der kirchlichen Maler haben alle Teufel abgebildet, wie sie am Tage des Weltgerichts die armen Seelen umringen und wegschleppen. Unendliche Angst hat sich auf die Menschen gelegt. Aber Angst ist das Gegenteil von Gottesfurcht. Statt Gott zu fürchten, haben die Christen nur gelernt, vor den Teufeln Angst zu haben. Ich, die Gesellschaft, lehre die Menschen die Teufelsreligion. Wir fürchten die Teufel nicht. Wir benutzen sie! Selbstsucht, Eitelkeit, Geilheit, Anlehnungsbedürfnis, Willen zur Macht, Betätigungsdrang und vor allem den Hunger – alle Süchte und Schwächen des Menschen analysieren wir und setzen sie ein in unsere Bilanz.

Der Haushalt der sozialen Welt besteht aus lauter kleinen Teufeln und Teufeleien; sie alle zusammen geben dem Kosmos seine Energie so gut wie Elektrizität und Dampf. Und mit Elektrizität und Dampf zusammen bauen sie den ungeheuren Kosmos der Technik auf, die neue Erde des Verkehrs aller mit allen, des Austausches jedes mit jedem, der Verbindung des ganzen Weltalls und jedes Punktes in ihm.

Wir beziehen jeden ein in unsere Zirkusspiele und in unsere Arbeitslosenversicherung. Auf diese Weise hat kein Mensch Grund, hinaus aus dieser Welt in ein Jenseits zu schielen. Ihm wird *hier* geholfen. Er gehört ja hinzu zum Ganzen und wird jeden Augenblick an diese Solidarität erinnert.

Und auch das Gleichnis der Unverbundenheit der Menschen

haben wir beseitigt, das schreckhafte Dunkel der Nacht. Wir haben die Nacht zum Tage gemacht. Unsere elektrischen Bogenlampen schneiden jeden Blick ab, der hinaus aus der sozialen Erdatmosphäre weist. Den Sternenhimmel werden künftige Geschlechter nur noch zur Belehrung in Gruppen am Fernrohr zu sehen bekommen. Du, Kirche, hast dein Ansehen gefristet von der Angst der Seele, die in dunkler Nacht einsam unterm Sternenzelt ihren Schöpfer sucht. Wir lassen solche radikalen Einsamkeiten nicht erst aufkommen. Wir rechnen nur noch mit Verbänden, Gruppen, Kollektiven. Das befreit uns von vornherein von sehr viel seelischem Ballast.«

So jauchzt die Welt über den Jüngsten Tag, »den Hexensabbat aller freien Geister« (Nietzsche). Sie jauchzt. Und die Kirche muß es sich gefallen lassen, daß die Welt zu sprechen anfängt.

Aber die Kirche kann sich das auch gut und gerne gefallen lassen. Gewiß, die Welt sieht am Ende der Welt anders aus, als die Kirche sie bisher anzusehen pflegte. Die Endzeit ist da, die Fülle aller Zeiten. Diese Weltgesellschaft zeitigt eine ungeheure Gleichzeitigkeit alles und jedes Geschehens auf Erden. Am Jüngsten Tag hört die Geschichte auf und alles geschieht zu gleicher Zeit. So ist es zusehends schon heute. Alles, was irgendwo auf Erden geschieht, geschieht zu gleicher Zeit. Und die Ereignisse schichten sich nicht mehr aufeinander etwa wie in der Kirchengeschichte, wo die Märtyrer auf die Apostel folgen mußten, die Bischöfe auf die Märtyrer, die Mönche auf die Bischöfe und die Missionare auf die Mönche. Sondern alles mögliche Leben wird irgendwo und irgendwann nebeneinander gelebt. Und die Gesellschaft scheint den Menschen das Gedächtnis amputiert zu haben. Mühsam gelingt es, ein Geschichtsbewußtsein künstlich an die moderne Menschheit durch Bücher heranzutragen. Von selbst besitzt sie keins. Schon gestern und vorgestern sind morgen vergessen. Dreißig Jahre liegen so weit zurück wie tausend Jahre. Und auf diese Weise sind die Germanenhäuptlinge auf Island um 900 dem Gesellschaftsmenschen gleich nah und gleich fern, wie sein leiblicher Vater oder seine geistigen Lehrer.

Es entspricht also dieser Gleichzeitigkeit alles Geschehens ein zweiter Wesenszug der Gesellschaft: ihre unendliche Veränderlichkeit. »Die Natur ist wie ein Proteus«, sagt Goethe. »Sie überrascht uns täglich von einer Seite, von der wir es am wenigsten erwartet haben.«

Die »Gesellschaft« hat diese Eigenschaft auch. Und damit verrät sie uns nun ganz, was sie ist: Sie ist die zusammengefaßte, die zur Einheit gewordene Natur, sie ist *der Kosmos in zweiter Potenz*. Hindurchgegangen durch die Technik des Menschen, durchforstet, durchschießt, erforscht und vermessen, besiegt und bewältigt, entdeckt und ausgebeutet, berechenbar und verwendbar ist die Welt, aber eben dadurch auch geeint, zentralisiert und organisiert. *Sie kann nicht mehr auseinanderfallen!* An die Stelle der »organischen« Welt der Romantik, diesem letzten Versuche, den Jüngsten Tag zu vertagen, drängt unwiderstehlich die organisierte Welt der Technik, der nichts schnell genug gehen kann.

Die Welt der Gesellschaft stürzt dem Weltende mit Begeisterung zu. Beschleunigung ist ihr Ziel. Sie hat jede Scheu vor der Zukunft verloren. Übrigens, sie nutzt dabei auch die Kirche und ihre Pfarrer aus: wo es noch rückständige Menschengruppen gibt, da läßt man gern die Kirche gewähren. Die Gesellschaft ist ja gegen jede Teilkraft tolerant. Sie nimmt jeden, wie er ist. Nur universal und katholisch ist sie allein. Die vielen Kirchen erscheinen ihr wie interessante Tropfsteinformationen aus dem Naturmuseum; wenn Katholiken zum Papst nach Rom pilgern, so freut sich Mussolini über die Besserung der italienischen Handelsbilanz. Und wenn die Kirche aus Glas und Stahl auf der Kölner Pressa steht, dann mindert das vielleicht das Defizit der Ausstellung. Das sind die Gesichtspunkte der Gesellschaft. — — —

»Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.« Die Kirche kann am Jüngsten Tag nicht anders sprechen, als am ersten Tag die erste Seele gesprochen hat. Gott hat die Welt nun eben so erschaffen, wie sie ist. Er hat sie wohl so auch zu Ende erschaffen, so daß keine Dinge mehr verborgen

sind: sondern alles, Hölle und Himmel und der Läuterungsberg unseres Erdendaseins, ist am Tage. Die Teufel, durch Jahrtausende ängstlich verborgen in den tiefsten Abgründen des Unglücks und der Verzweiflung, springen heute sichtbar umher, lästernd, prahlend, aber eben offen und sichtbar und am Tage.

Und sie genieren sich nicht vor der Kirche. Sie glauben nur, die Kirche stände teilnahmslos beiseite und verdamme diese moderne Teufelswelt.

Die Kirche kann aber Gott nur loben, wenn sie seine Welt lobt und liebt und zu sich einlädt. Freilich muß sie dazu die geheime Sehnsucht dieser Teufelswelt spüren und sich nach ihr richten. Dazu bedarf es einer Änderung an Haupt und Gliedern der Kirche. Denn die Kirche hat es noch nie mit der einheitlichen und von sich aus schon »durchrationalisierten« und »durchorganisierten« Weltgesellschaft zu tun gehabt.

Die Kirche war vor allem Predigtkirche in den letzten Jahrhunderten. Auf diese Weise konnte sie jedes Volk in seiner Sprache anreden und dadurch selbst zur nationalen Kirche werden. Die Kirche hat die Bibel übersetzt in jede Nation und ihren Kultus übertragen in jeden Einzelstaat. Auf diesem Wege haben sich die Völker und Staaten die Kirche angeeignet. Kirche und Staat, Kirche und Nation verstehen heute einander. Nicht so Kirche und Gesellschaft.

Und in der Tat: Als Predigtkirche hat die Kirche der Gesellschaft nichts zu sagen und nichts zu bieten, was etwas Besonderes wäre. Die Magazine und Zeitungen bringen gern auch kirchliche Aufsätze, wie sie alles Interessante bringen. Als Predigtkirche ist die Kirche bestenfalls einen Augenblick so interessant wie eine neue Automobilmарke.

Die Kirche muß die Gesellschaft einladen, sagten wir. Dazu muß sie z. B. wissen, daß die Gesellschaft konfessionslos ist. Natürlich gibt es heute noch Volksgenossen und Staatsbürger. Die werden von den alten Kirchenformen befriedigt werden. Aber die Zahl der Gesellschaftsmenschen wächst. Und diese nehmen keine ihrer eigenen Meinungen ernst, also auch nicht ihr

»Bekenntnis«. Zu oft haben sie sich »umstellen« müssen. Zu deutlich sehen sie das: »Wes Brot ich eß, des Lied ich sing« als Weltgesetz. Zu unpersönlich sind ihre Meinungen. Bekennen rückt heute in die Nähe der Selbstaffiche, der Reklame. Und die Reklame ist gerade das, was diesen Menschen zum Ekel geworden ist. Die ganze Woche hindurch müssen sie für sich und für ihren Beruf und für ihre Gesinnung Reklame machen. Man verschone also den Sonntag damit. Die Predigt als christliche Reklame macht die Kirche heute vor der Gesellschaft oft ohne Nutzen lächerlich.

Man erlaube den Menschen, ihre Blöße aufzudecken und sich nicht besser machen zu müssen, als sie sind, man erlaube ihnen, ohne Reklame zu leben. Denn alle diese Menschen leben ja wie am Jüngsten Tag. Und deshalb sind sie müde, todmüde. Sie glauben und müssen glauben, jeden Tag ihr letztes und allerletztes Wort gesprochen, le dernier cri ausgestoßen zu haben. Sie leiden unter der Beschleunigung. Und nun ladet sie ein und laßt sie ihr angeblich letztes Wort sprechen. Laßt sie den Ankläger im Jüngsten Gericht innerhalb der Kirche spielen. Nehmt diese Verdiesseitigung des Jüngsten Gerichtes ernst. Glaubt, daß hier eine neue, die Teufelsprovinz, der Kirche hinzuerschaffen wird, damit die Teufel gelöst werden können von dem Fluche, der auf ihnen ruht.

Was ist denn der Fluch der Teufel? Nun, daß sie fluchen müssen! Sie kommen nie davon los. Dieser Teufel lauert auf den Gesellschaftsmenschen. Der gesunde Arbeiter aber flucht wohl während der Arbeit, aber seine Seele ist dann frei zu allen guten Dingen. Wenn der Schauermann in die Hände spuckt und eine Last von der Erde stemmt, da gehört ein kräftiger Fluch dazu. Hernach ist ihm wohl. Aus seinen Kraftsprüchen stammt die Gesellschaftskritik der Arbeitskräfte.

Wenn die Kirche in der Gesellschaft Gott loben will, wird sie dem Fluch des Schwerarbeiters einen Platz in der Liturgie einräumen müssen. Freilich diese Liturgie wird schwerlich noch Liturgie heißen. Aber die Kirche kann nicht segnen, ehe die Be-

rufsmenschen gestöhnt, geächzt und gejammert haben über die Häßlichkeit der Natur, über die Härte des Lebens, über die Süchte ihrer Klasse und ihres Standes, und vor allen Dingen über die Verlogenheit der Kirche. Der Aufschrei der Kreatur erhalte also den Vortritt. Ihr gesellschaftliches Sündenbekenntnis kleidet sich aber in die Form der Anklagen.

Diese Anklagen verlaufen heute in Sanatorien und in politischen Versammlungen. Und dort bleiben sie dann das letzte Wort. Die Anklagen werden im Sanatorium zu wenig ernst genommen. Und in der politischen Versammlung werden sie zu ernst genommen.

Den richtigen Ort erhält der Fluch erst innerhalb der Kirche. An den Vorabend des Sonntags, an das Wochenende, gehört die unkirchliche Sprache der Kreatur, ihr unaussprechliches Seufzen. Aber dies ist wirklich die Sprache, die deshalb unaussprechlich heißt, weil wir uns ihrer schämen, die Sprache des verhüllten, niedrigen, gemeinen Lebens. Die Kreatur kann nur erlöst werden, wenn diese Unterwelt zu Worte kommt. Denn dort in der »Freizeit« gewinnt der Berufsmensch seine Seele wieder, weil er richtig aufschreien darf. »Richtig« geschieht das dort, wo man seinen Fluch willig anhört und liebend begrenzt, dort ist der neue Vorhof der Kirche.

Die Kirche lobt also Gott in der Gesellschaft, wenn sie aus allem, was im Kosmos der Gesellschaft gerufen und geschrien wird, seinen heiligen Namen heraushört. Dann können die Teufel zur Ruhe kommen, wie ihnen verheißten ist am Jüngsten Tage; ausgesprochen verliert jede Teufelei ihren grenzenlosen und überwältigenden Charakter. Sie fällt zu Boden. Ihre Tragweite ist eben durch ihre Bloßstellung zu Ende. Aber nur, wenn man nichts gegen sie sagt, tritt dieser Erfolg ein.

Die Teufel müssen sich selbst bloßstellen. Dann können sie nämlich weitersprechen. Sie dürfen die Kirche richten und anklagen, wenn sie das zu ihrer Bloßstellung brauchen. Aber mitnichten darf die Kirche ihrerseits richten und anklagen. Sondern sie hört und nimmt ernst und dankt und lobt am Ende der Welt wie alle

Tage. Ja sie lobt noch dankbarer. Denn alle diese Worte des Hasses oder des Unverstandes sind nur die Schweißtropfen, die von den gehorsamen Arbeitskräften der Gesellschaft bei ihrer Erdbarbeit vergossen werden. Aber inzwischen vollendet sich die Erde. Den Arbeitskräften im Schacht wird ihre Arbeit zum Lohn angerechnet, nicht ihr Geschimpfe, daß Religion Opium sei <sup>1</sup>.

Fassen wir das Bild des Weltendes zusammen. Am Ende der Welt ist das Wesen der Erbsünde verkehrt. In der vorchristlichen Welt droht jede Sünde die Völker zu zerstreuen und zu vereinzeln. *Die Sünde isoliert.* Am Ende der Welt hingegen wird die Sünde gerade das Werkzeug der Vergesellschaftung. Jede Sünde unterjocht die einzelnen tiefer unter die Vormundschaft der Gesellschaft. Der isolierte Heide von früher drohte zu übermütig zu werden. *Er überhob sich.* Der sozialisierte Gesellschaftsmensch von heute droht zu unselbständig, zu kleinmütig zu werden, *er entseelt sich.* Seine letzte bescheidene geschöpfliche Kraft, der rein kreatürliche Aufschrei, wird daher der Quellpunkt für sein persönliches Leben. Damit aus den kollektiven Massen noch Seelen hervorgehen können, muß die Kirche gerade die teuflischen Anklagen aus diesen überverbundenen Massenmenschen herauslocken. Sie muß sich in diese Flüche verlieben, weil in ihnen wenigstens der erste Odem einer Seele heraufdringt. Die Kirche horche! Sie steige herab in die Unterwelt. Erst wenn der Urlaut sich den Kreaturen der arbeitsteiligen Gesellschaft entrungen hat, kann die Kirche ihr zweites Wort sprechen. Von der Kirche wird heute der Karfreitag ihres Glaubens gefordert, damit sie Ostern feiern kann. Nimmt sie die

<sup>1</sup> Man erzählte von einem Mauleseltreiber in Missouri, er könne sechs Stunden hintereinander fluchen, ohne einen der wunderbaren Flüche zu wiederholen. Den Eseltreiber, über den wir schmunzeln, ersetzen aber heute organisierte Lästerbanden und Autorengruppen. Ein Enkel Leopold von Rankes, Robert Graves, hat mit seinem »Nazarene Gospel« einen Rekord an blutig ernster Gotteslästerung geschaffen. Der Mann ist ebenso begabt wie besessen. Aber in einem höheren Sinne mußte wohl das Ächzen der Kreatur unter der dreisten Herrschaft der sogenannten Gebildeten diese Teufelei hervorrufen.

Flüche auf, so werden die Seelen auferstehen können von den Toten, werden ausruhen von ihrer Arbeit in der Welt und sprechen so, als sei das die einfachste Sache von der Welt: »Jauchzet dem Herrn alle Welt!«

---

*Summary*

People in a city live in a peculiar manner; and this manner is bound to become their second nature. At times, we darkly remember that we also have a first nature in virtue of which we belong to the City of God. And in these moments, we are apt to put all the blame for our own misery on the cities of men.

I shall not do so. By building cities, we have given a brilliant expression to some of our noblest faculties. The positive achievement of the city is foremost in my mind. I invite the reader to a sober assessment of our citified nature. With this civilized or citified nature the trouble is the same as with any second nature. If it is true that the City produces a highly specialized pattern of behavior, it also is true that a man's second nature is not good enough for any man. My life, it may perhaps be said, is a case study of this revolt against our second-rate nature. For I was made aware with a shock, at thirteen, of the fact that the city *is* merely a second-rate nature.

This shock has determined my life in all its later phases. Even when I landed in New York in 1933, its effect was continued in my prayer to land me in America, yes, but not in New York. I grew up in a metropolis of American "tempo," in Berlin, Germany. I was sent to a school to which the court and the bankers sent their sons. My class was worth many millions in dollars and in titles of the Peerage of Prussia.

At thirteen, I transferred to a strange school. This, too, was located in the heart of the city. However, I was one of only two day students. The three-hundred-years-old gymnasium was for boys from the small towns of the province of Brandenburg. Practically, it was "Winesburg, Ohio," in the middle of the

Bronx. On the whole, the atmosphere was hostile to a day student; I had to defend myself for being from Berlin. And my dreams of the goodness of the countryside were shattered. But certainly, "Winesburg" by sheer contrast opened my eyes to the second-rate character of the way of life in the metropolis and in "Winesburg" as well. Then and there, I came to know – before I ever heard the term, sociology – that second-rate things like local environment must never contain a man. And all the decisive steps of my life have been attempts to check these second-rate natures in myself or others. I do not think that this is said only in retrospect. At seventeen, when we graduated, my classmates told of their plans which all converged on a locality they already knew. I told them that no real life could be lived that way; that one could write their obituaries already beforehand and that I would not stand for such a predictable life. Thus, it came about that since 1906, I have looked for a way of allowing man's primary nature to breathe. Accordingly, I propose to make the following points:

1. What "the City" was doing to the Christian way of life, was pretty well known in, say, 1800 or 1850. However, in those days it also was known that the countryside did something to this way. The Christian way had to strike a balance between the mores of the countryside and the new ideas from the cities.
2. Today all of America is one majestic City. Industry has removed the barriers between city and country. The whole area is citified.
3. The new citified humanity, however, does divide its time between a fast and a slow way of life. The speed is realized in the centers of production, in factories and business sections. The more restful aspects of life are represented by our suburbs.
4. We are confused because neither are the factory districts mere replicas of the old cities like Boston or Baltimore, nor are the suburbs simply the heirs of the old-time villages. The essential contrast between the new equilibrium of factory and suburb and the old equilibrium of cities and villages is often overlooked;

hence the new onslaught of the City of Men on the City of God is not noticed.

5. The essential contrast lies in the fact that both, the old village and the old city, believed in their words and ideas. The factory district as well as the suburb of our time act on the assumption that nothing they think or say today may be true tomorrow. They follow the trend. They feel entitled to advertise the best sellers of one day or one year and the best sellers of tomorrow and next year as well. Both factory and suburb represent a new attitude toward the Word.

6. The Christian belief in incarnation, the universal belief in God's creation, the right use of human reason, all three are destroyed by the new City of Men. And this is not done by accident, but by establishment. The new city can't help doing this.

7. Any new equilibrium of natural forces has always threatened the City of God. But the citizens of the latter usually wait too long before they grasp that the City of Men has taken a new shape. In this article, we shall simply try to grasp the new shape of our eternal partner, of "the world" within our own nature.

### *The Heart of the Times*

In 1800 or 1850, the Christian way of life was hampered by two enemies, by superstitions from the back hills and by new philosophies from the cities.

The Christian way of life always fights two enemies at once: the "too slow" of apathy and the "too fast" of mere curiosity. Why must this be so?

Well, the ocean's ebb and tide, and the milky way of stars need no churches. Their life cycles are heartless; their times rest with God. We men need religion because our heart's calendar does not coincide with the astronomical cycle. Astrology is nonsense. Any generation or individual or class or nation has its own calendar which clashes with all the others. Men's times conflict.

Unless we build up one body of all men through the times and make God the heart of all our times, we destroy each other. The Christian way of life builds one Body of Christ through the times, with God its heart, and thus overcomes the false times of the fathers and the children. It "turns the hearts of the fathers to their children, and the hearts of the children to their parents." Or we may put it the other way round: the Christian way of life puts heart into our times and thereby creates one Body of Time. Without a heart there can be no living Body of Christ.

This Body always has the same two opponents: (1) the hasty, hurried march of time from one blind change to the other, and (2) the tendency to blind repetition, the apathy of mere routines.

The Christian way of life is opposed to change for the sake of change, and to tradition for the sake of tradition. It thereby obeys the divine Will as it stands revealed in the great calamities and catastrophes. For who can doubt that, for instance, the last two world wars have called back the human race into the universal rhythm from which the pride of nationalism had tried to stray?

Before the industrial revolution, the natural function of the old city made sense. The countryside inclined to be superstitious. Down to the Russian Revolution, the peasants of eastern Europe observed the rites of Isis and Osiris. "Neither the Christian missionaries nor the emperors of Rome had scratched more than the surface of their lives" (Frazer). Superstitions are outmoded ways of life. Rural life preferred such folkways. As a natural check on this one trend of our nature, the city stood for new ideas. Here, new philosophies could arise, new ideas be sown, and change could exert pressure in the form of new fashions, new sensations. Between sensations of a new character and superstitions of an old type, the old Adam in all of us muddled through. We all are one half the rooted plant and one half the roving animal; for us, the villages stressed the vegetative rhythm of the recurrent seasons, the cities procured the acceleration of changes.

We, however, have abolished this time-honored division of labor. We no longer have peasants. In a mutual embrace, country and city have engendered the industrialized world of factories and suburbs. From the remote corners of the countryside, the raw materials which the machines transform are taken; the scientific processes by which they are exploited hail from the city. On the other hand, the rhythm of the suburbs seems similar to that of the countryside, but the mind of the people in the suburbs are all trained in the most modern ways of production. Hence it is not true that our factory districts are identical with the old cities; for this, they are far too close to nature. Neither are the suburbs simply the heirs of the villagers; the people of Scarsdale are too close to Manhattan; who could be more sophisticated?

One similarity between the routines in the old peasant homes and the homes of our suburban commuters cannot be denied. It consists in a distinctly more relaxed, more leisurely approach to the time schedule than either the old city or the people in the Loop can afford. But both, the suburb and the factory, have some new relation to human language which was unknown to either the old peasant or the old citizen of Boston.

The peasant was superstitious in that he repeated the sacred words of the past forever and forever. And when I go to our own village church, one out of three in town, with from fifteen to twenty others, I am super-stitious, that is, hanging on against hope. For, this handful of people certainly is not the salt of the earth or the undivided Church of Christ in our town. But there is nothing wrong with the service which we observe. Our words are not superstitious. The situation is outmoded; that's all. Now, however, turn to the suburb. At the outset, in the new suburb provision will be made for all the denominations – Catholic, Jewish, Protestant, minor sects. No one faith is absolute in claims or expectations. Faiths, in the plural, are a Sunday affair. The suburb is redundant with private activities all of which are perfectly harmless and without consequence. The best book for

the suburb is *Alice in Wonderland*. The doggerel is its most pertinent poetry. Dante is funny in the suburb because in the suburb nobody can be exiled for his ideals. In fact, everybody has ideals there and they all differ, People read voraciously in the suburb. But in the old village, they only had one single book through the centuries. Hence, the villagers would actually believe in what the book said. But a suburban reads the review of a new book before he commits himself. The words preached and read and rhymed in the suburb, all are uttered tentatively and in good spirits. By good spirits, we mean without giving offense to anybody. And that is a good way of saying, without any effect on anybody. For the man who is never misunderstood to the point of offending can never have said anything important. Important words always give offense. They make a difference. The Holy Spirit is not a "good Spirit" but the better Spirit!

Now compare the old city and the new Inner Sanctum of Simon and Schuster. The old city gave birth to philosophies like Spinoza's or Schopenhauer's. Their newfangled ideas disturbed the peace. The idea required partisanship, decision, commitment. Because these ideas created a whole movement, like transcendentalism, ideas made martyrs. Mind you, many of those new ideas were cockeyed and merely new. I do not think that in themselves they were better than ours. I do contend that our ancestors stood by them in a very different manner. The wicked new ideas of the city were persecuted and they were introduced by people who believed in the importance of making a grave decision.

This relation of the writers and publishers to their own ideas is impossible when you write advertising copy, or editorials for a paper whose political convictions you do not share. If a Gallup poll can offer the publishers and authors a poll of what will sell, the last camouflage is dropped. Nobody any longer pretends that he is in conscience bound to write as he writes. He eagerly admits that he is going to write what pays.

The most striking difference between the old and the new relation to the Word deserves to become the theme of a book. The title I planned for it was "The Triumph of the Witches." I wanted to show that the same type of people who formerly were burned as sorcerers soon may run our society in the shape of psychologists and economists and sociologists, and may put everybody who speaks only out of conviction into their carefully padded lunatic asylums. The modern mind declares anybody who keeps from writing for money to be a fanatic or "nuts." An athlete and brilliant college graduate who had joined the old CCC in order to reform it, volunteered after Lend-Lease for the Marines. He was rejected by the army psychologist as a lunatic simply because no "normal" fellow could go from college to CCC. If he had followed the next trend, that would have been sane, even if it had consisted in ruining his health by cocktails and venery.

The new majestic City America, in other words, has developed a new attitude toward the new ideas and the sacred traditions of the race. Everybody is noncommittal. A marriage consecrated by the Cardinal of Boston ended in divorce a few years later. From the Inner Sanctum of a publisher, we may expect every year another creed and another philosophy and another policy. Words have lost their meaning. Names have lost their appeal. The publishers instead of consulting the Gallup poll should ask themselves if books did not depend for their very existence during the last four hundred years on some strange identity of the speaker and the words he spoke, and whether probably the time for books is over as this identity is lost.

If and since we all ride the wave of perpetual future change, no one single change can ask for our devotion or investment. The business district always has its tongue in its cheek. And in the suburb, we can't ever get excited as this would make us unwelcome at the country club. (The other day I read of a Country Club Church!) And now let me give three examples and then be silent. In these three examples the new City of Men has

altered our relation to Christ the Word, to God the Creator, to Man, the image of God.

### *The Permanent Wave of the Future*

In the January issue of the *Reader's Digest*,<sup>1</sup> Anne Morrow Lindbergh gave a write-up of her most unforgettable character. Speaking of his death, she said, "The flesh had become word." The autor of *The Song of Bernadette*, Franz Werfel, a man whom you might suspect to have religious insight, printed in his last book, "At the end, we shall say that we have created God." Huxley and the evolutionists explain the so-called higher by the lower, man by hydrogen, and God by stomach ulcers. Let us take the undaunted heroine of the wave of the future first.

Mrs. Lindbergh's sentence, "The flesh had become word," rivals the sentence from John: The Word has become flesh. Obviously where people clothe their beloved for the burial themselves, or where the picture of the Crucified is still looked upon in faith, such nonsense would be unprintable. The corpse gives off a stench. This, in the suburb, is hidden. So, the five words, "The flesh had become word," did not arouse indignation. That it was blasphemy was not felt. This brings out the fact that the modern city denies the very possibility of blasphemy.

The modern city does not rest until the last sentence of our faith has been matched by a brilliant worldly parallel. This is achieved by changing the direction of the faithful statement. By the change of direction it becomes witty. In "The Word has become flesh," the spirit of God descends. In "The flesh had become word," the human mind is distilled from the body and ascends. Similarly in "God created man," Moses looked in one direction, and in "We have created God," Werfel looked in exactly the opposite one. In the sentence, "In the image of God created he

<sup>1</sup> 1947, p. 174.

him," all the things below men, oceans and stars, mountains and valleys, are later than God's vision of man. They lead up to him. But with Huxley, the earlier explains the later, the mountains and the molecules evolve man in their image.

All city wit, however, depends for its remarks on the existence of the treasures of faith. Frank Lloyd Wright's son could not have written his biography *My Father Who Is On Earth* without stealing from the Lord's Prayer. Neither Mrs. Lindbergh nor Werfel nor Huxley could have said what they said unless the reverse had been believed by all men for thousands of years.

We discover: *the perpetual waves of the future are of a secondary nature.* They exploit the treasures of the universal faith of mankind. It took 5,000 years before St. John could exclaim, "The Word has become flesh." It took 3,500 years before Moses could joyfully shout, "In the image of God, he created Man." It took 7,000 years before Niels Bohr could explain the constellation in one atom by the order of the solar system or before Joseph Wittig could explain each individual soul as the replica of the whole church in all its offices and branches. The statements of faith always take time. The exploitation of such gold mines of truth by the city wit takes next to no time.

As we have blown up the forests of millions of years in our steam locomotives within one century, and as we are exploiting the oil deposits of endless periods of geology within this quarter of a century, so the city explodes the accumulated wealth of millenniums of common faith for one magazine article. I am doing it myself at this moment. We all live in this city where the clever mind mints the gold bars of eternal truth into cash.

However, we now are in a position to define with precision the laws under which the City operates.

1. The City exploits the oil wells, the coal mines, the treasures of faith by a change of direction. Lower explains higher, the flesh ascends into the word, my maker is said to be my make-shift.

2. The operation of the brilliant mind seems to be nothing but

the act of one day. This is not so. Two ranges of time, one excessively long, one excessively short, are brought together in the operation.

3. The perverted citified statement always remains indebted to the sentence of faith which it perverts, for its creative substance.

That there is a "Higher" in this arbitrary and chaotic universe, that there is a "Creator," and that there is one phase for the word and another phase for the flesh, these substantial truths had lived and had been believed before the direction could be turned about. But of this third law, I would like to say one word before leaving it to the reader how he is going to restore within his own accounting the balance between the City of Men and the City of God.

May I be pedantic and simply print the sentences side by side:

The Word has become flesh.	The flesh has become word. <sup>1</sup>
Man is in the image of God.	The lower evolves the higher.
God created man.	Man shall have created God.

The word which comes out of Mr. Smith's flesh may be anything – a joke or an abomination, a blessing or a curse; there are innumerable unforgettable characters. The sentence on the right side is pluralistic. The sentence on the left side is singular; it has happened once for ever, and if it is true, we all live in this One Word's Christian Era; if it is not true, there is no hope for peace whatever.

---

<sup>1</sup> Zusatz von 1962: Kaum zufällig hat auch ein deutsches weibliches Wesen den Apostel Johannes so mißbraucht. Bettina von Arnim sendet Neujahr 1824 eine Zeichnung an Goethe. Da thront er auf einem Stuhle, dessen Lehne in griechischer Sprache die Worte trägt: »Und das Fleisch wurde Geist.« Aus des Evangelisten Wort »Logos« hat sie in großartiger Schlamperei »Pneuma« gemacht und ist selber begeistert: »Die Inschrift liegt mir wie Honig im Munde, so süß finde ich sie, so ganz meiner Liebe entsprechend.« Zu finden ist dies Saccharin in Bettina Brentano, Die Andacht zum Menschenbild, Unbekannte Briefe, Jena 1942, S. 236.

The God whom men are going to create according to the poor fool Werfel may be a monstrosity, asking for the slaying of our first-born. The God of righteousness and mercy, however, although he cannot prevent the city people from destroying themselves within three or four generations, keeps the human race alive. "The lower evolves the higher" is a naive theft of the term "high" from the left side of our account. In pure evolution, the word "high" does not exist. The ape is later or more complex than the jellyfish; he is in no way higher. "High" does not come in except by a comparison between God and his angels and men and stones, from the peak downwards.

Whenever the human mind has achieved this perversion of direction, it feels safe. From the corner where the lower explains the higher, where the flesh becomes the word, where we create God, no orders have to be feared for our free will. Sentences like those of Werfel, Lindbergh, Huxley, dissolve our dependence on some imperative truth. For truth is valid only when the singular of a unique demand here and now is heard by the "cross-over" which you and nobody else in the world embodies; if you receive the word into your flesh you admit that the higher overrules the lower and that the image of God may be impressed on the physically ugly, the mentally fearful, the socially underprivileged because it never, never, never shall evolve from the bottom up but always shall descend from the top down.

The little churches today in our suburbs often form part of the evolutionary city of men. The innocent young man in my church one day received new members of the congregation. He had us sing the grand hymn: "The Church's one foundation is Jesus Christ our Lord." And then, with his eternal smile of unruffled suburban kindness, he continued: "Today, we found the Church." He did not even take notice of this change of direction and everybody in the congregation was far too polite to do so.

The City of America does in a new and peculiar manner that which the cities of men always have done. This minister made

the same mistake which mars the three analyzed quotations. The reader may catch himself in this act each time that he replaces the word "a" by "the," or the plural "men" by the singular "Man." As this is a kind of master key to the worldly mind's operations, I recommend this observation. It's a lie detector. Werfel's formula that Man creates God, is false because the tragedy of man is that they can never hope to become MAN except by the grace of God. God must have given us a chance to form ONE SINGLE MAN before we may reveal God. *The City of Man* was the attractive title of a book ten years ago. It was written by the leading liberals. The fallacy was in the naïve use of the singular *Man*. With old Homer, it still was notorious that there were "many cities of men"; in this honest manner, the *Odyssey* begins. Our liberals jump to the conclusion that we can build a city of Man without God blessing our work. In the same manner, our young minister might have preached on the humble endeavor to found today "one" church, in the image of God's foundation. But he jumped to the liberal conclusion that "the" Church was man-made. And is it not obvious that when Mrs. Lindbergh's hero died, not "the" Word had become flesh but some word, one word among many had been added to the confusion of tongues?

Whenever something indefinite, the "any" or the "a," is exalted into the One by mere cerebration, without personal commitment and sacrifice, it always betrays the humanistic mentality. In this act, the world takes the place of God. We daily commit this act. The great Pope Gregory VII fought this surrender; he called it simony. Luther fought it; he called it indulgences. Julien Benda fought it; he called it *La Trahison des Clercs*. The city of God which fights it will live to the thousandth generation; and the city of men which does not fight it, will have vanished before the fourth generation.

When the minds cease from this mental fight, our bodies get involved in wars, our property in economic crises, our souls in sadistic racial hatreds.

But will anybody fight? Is there anybody left who can fight? The reader who has followed us thus has a right to say that the new city is omnipotent and therefore cannot be held in check by any Christian way of life. Indeed the City of Man of our time is so formidable because it does include the peasant and the philosopher, between which the old Christian could find his way. The new city dweller is a fusion of both these extremes. This city dweller is repetitive like the old peasant and he has brilliant ideas like the former philosophers. The result is that he is a man who *repeats sensations*. While in former centuries the peasant used to repeat ancient lore and the philosopher created new ideas, the modern city dweller incessantly has one sensation succeed the other in stereotyped repetition. He has the superstition of believing in a breathless chain of daily news. Every single one of them differs; however, they are repetitive as they all are crazes without consequences. And it cannot be said that waves of the future in endless succession are more intelligent than the endless turning of the prayer mills in a Hindu village.

To fight this new "superstition of enlightenment," no army exists. Our ministers are numbed by this new alignment of forces. They have not "studied" this situation.

The one man who saw this unholy alliance of speed and superstition early is Friedrich Nietzsche. He mourned the death of a living faith. In his despair, he mixed a drink for the dead souls of our peasant-philosophers. His phial contains a counter-elixir, an antidote against this obsession with sensations in succession. Nietzsche volunteered for the only role which can impress such a city dweller because it is the extreme role of this same city dweller's existence. Nietzsche undertook to play the Antichrist. Nietzsche's Zarathustra does professionally that which Simon and Schuster and Mrs. Anne Morrow Lindbergh do only occasionally: he replaces every act or scene from the New Testament with one of Zarathustra's vintage. Nietzsche made himself into the Antichrist to resuscitate in the poor breathless souls the

power to distinguish the spirits, that is to distinguish between panting and breathing again. He took the devil's dress lest God remain dead. We have this from himself<sup>1</sup>. This poem suffices to prove that he knew what he was doing and that we do him the greatest honor if we accept him as the antichrist; Antichrist is an Ersatz Christ, and the city's way of life is Ersatz.

The mind of the city has reached its insuperable absolute in Nietzsche. And against this foil the cross leaps forward with renewed vigor. The city annihilates all ways of fruitful incarnation. Nietzsche replaces Christ. And behold, never is Christ more redblooded and interesting than after you have tried Nietzsche. The Antichrist can stem the very waves of the future to which our ministers and Christian fronts and peasant-philosophers succumb. By outdoing all city wits, Nietzsche has staked out the ultimate. The last word of the city: Nietzsche has said it long before anybody who may come in the future. I stand not alone in this belief. But I did not know how literal my agreement with others was on this point. Indeed, this article was sent to the editor before I found the comrade in arms, Gerhard Brom, in the *Nederlandsch Royal Academy of Amsterdam, Transactions of 1946*. He says that Nietzsche's Antichrist has reduced the New City of Man *ad absurdum*. "Christ walking among man's children, is the Word which has become flesh. But Zarathustra is the flesh which has become Word. This is a parody. It is the weapon of the powerless who wants to make himself big and who remains literature..."

A succession of sensations still is a succession of mere sensations for every moment. And the Christian way of life still is and will be a succession of apostles to each generation.

---

<sup>1</sup> »Daß sein Glück uns nicht bedrücke, nahm er um sich Teufels Tücke . . .«

*Appendix*

Since this has been written an important new example has been added to illustrate the wasteful and exploitive character of poetry and fiction.

My friend Zuckmayer has staged the French-German enmity of the last war under the Biblical title *The Men in the Fiery Furnace*. And when in this play a score of poor French devils meet their atrocious death he has a chorus intone the Biblical song of the three men in the fiery furnace. Now being a playwright he had to do it within the laws of his trade. I know from himself that he did not notice the change that he wrought in the Biblical text. He is certainly no cynic. Hence, the laws of the profession may be studied in this case without any moral bias. This is not saying a word for or against the play or the Bible. However, I do want to show the abyss between the quite unliterary, even antiliterary Bible and modern city literature. For the difference explicitly is denied by most modern higher critics, experts, philologists, and ministers. Hence, I must insist on it.

The Biblical text runs:

All works of the Lord praise the Lord  
Laud and exalt Him through the generations  
Praise, ye angels of the Lord  
Praise all the waters which are above the heavens  
Praise sun and moon  
Praise, stars of the sky  
Praise rain and dew  
Praise, fire and heat  
Praise the land  
Praise mountains and hills  
Praise whales and fishes  
Praise beasts and cattle  
Praise ye sons of men  
Praise Israel  
Praise the priests of the Lord

Praise the servants of the Lord  
Praise ye spirits and souls  
Praise the saints  
Praise Hananiah, Azariah, Mishael. Amen.

I have omitted a number of links in between because I wish to stress that this text has a miraculous order. For, in the midst of the furnace Hananiah, Azariah, Mishael try to keep alive. And they sing the praises of God; they first look up to God's throne and see the angels. They see after that the high heavens; that is to say: in their ecstasy above their agony, the highest and farthest has drawn their attention first. Gradually, however, their power of conscious sobriety increases. The earth comes into their sight, the human race, Israel, the priest in Israel, the saints in Israel, the hearty ones in Israel and at this moment the rope snaps and they dare rest on their own existence, now verified in the light of all higher orders. Sweetly these singing adorants Hananiah, Azariah, Mishael say, with angelic smiles to themselves, to each other, "Hananiah, Azariah, Mishael praise ye the Lord." It is the triumph of their psalm that they finally have the power to say this. Anyone in terrible pain projects this as far away from his self as his thought will carry him: that the angels were invoked first, was natural, but that Hananiah, Azariah, Mishael are asked and requested last, was sublime. The most profound law of analysis, the law of projection, here it is at work in the sequence of these lines.

Zuckmayer's play brings in, as an epilogue, the song at full length and the whole text is given, but the names Hananiah, Azariah, Mishael are omitted. With this new arrangement, the soul's original reason for the whole order of the various summons becomes undiscoverable. The structure now is accidental. Now, the praises seem to be put in an artistic, or rhetorical, or a logical order: men-willed, men-thought, men-ruled. But in the real fiery furnace when the prisoners first drafted the highest angels for the praise of God, they already aimed at the victory of the three singers themselves as it is finally made explicit in

the sweet self-address. And vice versa, the final self-address is equal in power to and is of the same high pitch tension of the first line. The angels and the poor Hananiah, Azariah, Mishael then must not be considered as some logical positions x or y. To the contrary, they are the entrance and the exit; and more than that: they provoke each other and each is, in the very strict sense of the term, the *cause* of the other being called out at all. These poor people could not have begun with themselves, but they were only justified in calling upon the angels because they persevered until they themselves felt as free to sing as the angels. Praise, ye angels of the Lord... Praise Hananiah, Azariah, Mishael, is one cadenza!

Zuckmayer then has universalized, generalized the Biblical song as all Humanists and has deprived it of its empirical, direct and unique features. Yet in his trade that was or is expected from him.

But then the garbling up of the precious stones and pieces of brocade in the Bible for poetical perusal is responsible for the fact that the Bible is treated as literature and that the cost of truth is underrated. Plays may be written every year. The song of the men in the fiery furnace is one and one only in eternity.

## MENSCHHEIT UND MENSCHENGESCHLECHT

---

Zwei Schwerter ließ Gott im Erdreich, das Leben unter den Menschen zu erhalten. Das göttliche und das kaiserliche nannte sie der Heiland, der sie auf Erden offenbarte. Das christliche und das heidnische hießen sie durch das erste Jahrtausend, bis die Germanen sich bekehrt hatten. Dann nannte sie die Christenheit das geistliche und das weltliche. Unter dem Namen von Kirche und Staat gliedern sie das Europa der Neuzeit. Als Seele und Geist enthüllen sie sich uns.

Alle diese Zwillingsgestirne am Himmel der Gattung waren und sind notwendig, weil dem Menschen die Doppelgeschlechtlichkeit seines Wesens zur Last wird und er sie abzuschütteln trachtet. Der Mann will zu oft nur männlicher, das Weib nur weiblicher werden. Aus diesem Hange droht der Tod der Gattung. Denn Mensch sein heißt nicht geschlechtslos sein, sondern zwieschlächtig Mannes und Weibes Art in sich verschmelzen. Der Hang zur Mannsenhaftigkeit und Weibsenhaftigkeit muß also immer wieder überwunden werden. So bedeuten die Namen für die zwei Schwerter Verbindungen höherer Ordnung gegen die Entartung und zur Erneuerung unserer Art. Unser Wachstum und Aufstieg als Träger des Lebens auf der Erde hängt ab von dem Gleichgewicht dieser beiden Grundkräfte des Menschentums.

Das letzte Jahrhundert ist ein absterbendes, weil es von de Maistre bis zu Treitschke, von Hegel bis Bergson, von Napoleon bis Bismarck, von Rousseau bis Tolstoi nur jeweils eines der Schwerter geführt hat. Auseinander riß durch ihre Verblendung das Geflecht des Lebens. Sie zertrennten den Teppich, den die vorangegangenen Geschlechter kunstvoll gewirkt hatten. 1914 war er fadenscheinig, alles Farbenglanzes bar; Europa war entseelt und entgeistert.

Krieg und Bolschewismus sind dann der große Schlund, in dem das Wüten von Restauration und Revolution, wie es seit 1789 geherrscht hat, sein Ende findet. Die letzten Fäden sind zertrennt. Die Zeit ist zerschellt.

Erfüllt war die Zeit am Beginn unserer Zeitrechnung. Damals bringt das Opfer Christi den hoffnungslos auseinandergeborstenen Stamm des Menschengeschlechts zurück zur Einheit. Der Baumstumpf wird angeschlagen und treibt das neue Reis hervor, das aller Menschensöhne Herr wird. Denn es ist keines Mannes leiblicher Sohn, sondern hat unmittelbar die Feuertaufe der Sohnschaft empfangen. Damit beginnt die Weltgeschichte, die Rückkehr der Welt unter Gottes Herrschaft. Christus schreitet durch die Zeit und erfüllt sie, indem er das natürliche Chaos durch die Gewalt des Kreuzes zur Form zwingt.

Heute endet diese Erfüllung. Die irdische Zeit ist vernichtet. Denn die Entfaltung unseres Selbstbewußtseins und Zeit sind ein und dasselbe. Stirbt also die Lebenssicherheit der Art aus, so wird auch die Zeit zerstört. Zeit entsteht ja nur da, wo der Geist den Stoff erschließt, wo Natur wartet entwickelt zu werden. Heute aber scheint alle Menschennatur entwurzelt. Unsere Wurzeln sind krank. Alle Ordnung und Gliederung des Menschengeschlechts wird verkehrt: Dem Manne entsinkt das Schwert, das Weib aber lernt kämpfen, denn es tritt ein in die Politik. Aller Geschlechter- und aller elterlichen Zucht hat sich die Gegenwart auf der ganzen Erde entwunden.

Die Menschennatur wird eingestampft zu bloßer Rohmasse.

Aber bevor die Zeit endet, soll ja der Antichrist erscheinen. Und an ihm erkennen wir, was geschieht. Er muß aber vor kurzem erschienen sein. Denn er kann weder früher erschienen sein, noch künftig je erscheinen. Früher hätte und hat jeder, dem die Frommen als Antichristen fluchten, sich dieses Fluches zu erwehren gesucht. Der Fluch traf ihn innerlich und machte ihn beben oder rasen, ob nun der Staufer Friedrich II. oder der römische »Babst« oder Napoleon so hieß. Also waren sie nicht der Antichrist. Denn sie *wollten* es nicht sein. Künftig aber wird

niemand mehr über diesen Fluch erschrecken: er wird ihn außen abgleiten lassen und lächeln. Denn die Russen der Revolution haben kaltblütig als neue Religion die des Teufels verkündet; und damit ist auch der Name des Bösen ein Name wie jeder andere geworden. Darum kann kein Künftiger mehr den Antichrist leben.

Denn in ihm müssen Innen und Außen einander entsprechen. Er muß wissen, was er tut. Die Welt muß von ihm erschüttert werden. Er aber muß sich des Schauders freuen. So gibt es für den Antichristen eine feste chronologische Ortsbestimmung zwischen Einst und Künftig.

Der allein ist der wahre Antichrist, der an der Wende der Zeiten sich selbst den Antichristen nennt. »Ich komme als Letzter zum Schlusse der Weltgeschichte, weil ich der vollendete Erlöser bin.« Und »dieser Mensch war von untadelhaften Sitten und von einer ungewöhnlichen Genialität« (Solowjeff, Gespräch vom Antichrist). Er tauft sich selbst mit Feuer aus eigener Kraft. In dieser Feuertaufe offenbart sich der Antichrist.

Seit Johannes des Apostels Zeiten hat dieser Antichrist zu leben angehoben. Johannes, den Jesus liebte, der erste Bruder nach Christus, kennt ihn am besten. Nur in seinen Schriften ist daher innerhalb des Neuen Testaments vom Antichrist die Rede. Denn er ist wie sein Schatten, sein Doppelgänger. Ein Johannes, der den Namen des Erstgeborenen nicht bekennen würde, der wäre der Antichrist. Denn er wäre vollkommen ohne den Vater im Himmel. Was ist der Antichrist als der wiedergeborene Mensch, der nicht der Nachgeborene sein will? Wer den Antichrist, wer sein Abendmahl, wer sein *ecce homo* hineinsang in die tote Welt, der ist der Antichrist. In demselben Augenblick, wo Solowjeff und Benson ihn verkünden, ist er schon ins Fleisch gekommen. Sie verkünden ihn nur deshalb, weil sie die Luft von ihm erfüllt wittern.

Das also ist das Wesen des Antichrists: Die menschliche Eigenmacht pocht auf ihre *anima naturaliter messiana*; sie hat ihre dionysisch-messianische Geistnatur zweitausend Jahre lang zu-

sammengeballt, bis sie Gestalt gewonnen hat in Friedrich Nietzsche.

Unser Geist durchläuft die geistigen Stufen unserer Ahnen, ehe er zu sich selbst kommt. Ein Führer reißt die Menschenart als Ganzes auf eine höhere Stufe. Auf dieser Stufe bleibt sie, bis der letzte Mensch hinaufgelangt ist.

Der Antichrist verkündet diesen Augenblick des letzten Menschen. Denn er kommt nicht, wenn die Zeit erfüllt, sondern wenn sie vernichtet ist. Er kommt in der Stunde des Todes. »Was ist Liebe, was ist Glück, was ist Stern? blinzelt der letzte Mensch.« Das will sagen, daß die menschliche Natur ihre Instinkte verloren hat. Das letzte Triebhafte des Menschen wird irre und unsicher. Die Kraft der Geburt reicht nicht mehr aus zum Leben. Der Geist hat den Menschen zerbrochen und entwurzelt.

Jetzt ist die Zeit, da Christus gesiegt hat. Denn mit ihm setzt nun die Menschheit den Tod über das Leben; die Menschheit als solche opfert ihren Lebenswillen. Und durchschreitet damit als Ganzes die Pforte, durch die dereinst der einsame Erlöser voringang.

Jesus war der erste, der den Tod als die Offenbarung des Geheimnisses unserer Natur überlebt. Deshalb nennt er die natürliche, geborene Welt das Diesseits; die geistige aber, aus dem Tode erkannte, das Jenseits. Nietzsche betrachtet die Letzten, die folgen. Ihn umwittert der Verwesungsgeruch der »christlichen Welt«. Für nichts und wider nichts, d. h. für das Nichts stürzt sich 1914 ein ganzes »christliches« Volk singend in den Abgrund der Zeit. Man sagt, es wollte sterben. Nietzsche stemmelt angesichts dieser totbereiten Welt die Natur zum Jenseits. Die leibhaftige Wirklichkeit mit »Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Wetter« ist ihm zum Himmelreich geworden, zum Drüben, weil sie dieser christianisierten Welt entrückt ist.

Gottes Sohn war am Anfang der Heilsgeschichte aus der Ewigkeit ins Leiden, das heißt: in die Zeitlichkeit hineingegangen.

Allmählich ist darum die Ewigkeit, der leidlose Zustand, verschwunden. Die ganze Menschheit ist ihrem Herrn nachgefolgt und geschichtlich geworden. Alles ward Zeitlichkeit. Denn alles in der Christenheit, vom Papst bis zum letzten Knecht und Muschik hat einmal seine Revolution gemacht, hat zur Vernunft kommen und mündig werden wollen. Christus hat alle zur Freiheit gerufen; Freiheit ist Leiden. So wollen heute alle leiden. Sobald aber alle leiden wollen, ist der Sinn des Lebens, seine Ewigkeit, in Gefahr.

Darum muß der Antichrist in die bloß noch geschehende Welt es hineinschreien, daß alle Lust Ewigkeit will, tiefe, tiefe Ewigkeit. Dieser Satz mußte einmal ausgesprochen werden, als die Ewigkeit tot war, um sie wiederzugewinnen.

Denn die Menschen kannten als des Lebens Inhalt nur noch das Leid und des Leides Betäubungsmittel, die Lüste. Rausch war ihnen die Lust geworden, Schale und Oberfläche. Krampf und letztes Ausweichen war sie vor dem sie ganz umringenden Leiden des tagwachen Selbstbewußtseins, vor dem nagenden Wurm des ans Ende gestoßenen Wissens, vor dem ausdörrenden Lichte der verzweifelnden Erkenntnis. Sie glaubten beides zu kennen, Lust und Leid. Die Gestirne eines Jenseits, der Einbruch mächtigen Überraschens, nichts dergleichen überragte ihr Dasein. Wichtiger aber als bestimmte Inhalte des Jenseits ist, daß Überraschung und Ereignungskraft dem Leben nicht fehlen. Um den Fiebernden, Sterbenden, Toten diese Kraft wieder zu offenbaren, sprach Nietzsche das ungeheure Wort, daß Gott nicht im Leiden uns besucht, sondern in der Lust: Weh spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Dieser eine Satz erzwingt die Umwertung aller Werte. Die Lust steht jetzt da, wo das Leiden und der Tod stand: am Himmel. Damit wird die letzte Zuflucht der innerchristlichen Heiden: die Vorstellung von einer irdisch-räumlichen Himmelsburg, in die uns der leibliche Tod hinaufsenden könne, endgültig abgetan; sie wird komisch. Ist der eine Name vertauscht, so müssen alle Namen vertauscht werden. Alles wird Gegenteil. Der Gegenpol

des Guten, das Böse wird vom Antichristen zu Gott emporgehoben: Da, auch ich bin in der Ewigkeit, auch ich bleibe in der Ewigkeit! Das letzte Natürliche, noch nicht Wiedergeborene, das Böse, findet in Nietzsche seinen Titanen, der mit Gewalt in das Himmelreich eindringt.

Nun haben die alten Namen, die alten Werte ihre Salzkraft auf dem Acker des Lebens verloren. »Das Christentum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß – eine durch das Christentum selber großgezogene souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christentum: in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christentum.«

Wie Nietzsche selbst sagt, so ist es: Die Strenge seines Gewissens ist durch das Christentum selber großgezogen und souverän geworden. Sein Unglaube ist eine Frucht am Baume des Christentums. Das Bekenntnis zu ihm ist unmöglich, es sei denn als Verstärkung des Glaubens an Christus. Deshalb glaubt ihm weder der ihn ausschöpfende Philosoph, noch der seine Legende schreibende Heide. Denn sie sehen nicht sein eigenmächtiges Leben und Sterben. An ihn als an den Antichristen glauben, heißt, an den Sieg Christi über den Widersacher glauben. Aber der Antichrist bezeichnet eine Epoche. Er bezeichnet den Augenblick, wo das Christentum selbst aus einer Spezies zur Gattung, zur immer wiedergeborenen Natur wird. Deshalb gibt es für alles Menschevolk ein Vor- und ein Nach-Nietzsche. Wir dürfen das heute aussprechen. Denn Nietzsches Antichristentum ist von Gott als Wahrheit erwiesen worden. Worin hatte es denn bestanden? Doch darin, daß er seine Zeit als tot angesprochen hatte und sich als den einzigen über ihren Einsturz hinweg Lebendigen. Die Zeit aber hatte seine Herausforderung beantwortet, indem sie ihn aus den Reihen der Lebendigen zu streichen versuchte. »Ich lebe auf meinen eigenen Kredit hin, es ist vielleicht bloß ein Vorurteil, daß ich lebe? . . . Ich brauche nur irgend einen ›Gebildeten‹ zu sprechen, der im Sommer ins Ober-Engadin kommt, um mich zu überzeugen, daß ich nicht lebe.« Sie leugneten nicht etwa nur sein Werk – das wäre gleichgültig –,

sondern sein Leben, wie er das ihre leugnete. Heute ist der Tod seiner Zeit offenbar und besiegelt; und sie wird schon bestattet. Was der Antichrist selbst zu leisten vermeint hat, das geht uns nichts an, nach seinem eigenen Willen; denn er will ja, daß wir ihm *nicht* glauben. Aber wir müssen darauf horchen, was dem Christentum von Gott geschehen ist, dadurch daß er den Antichrist über es kommen ließ. Nietzsche zerstört nicht, wie er wähnt, das *numen* Christi, nicht seine Kraft, sitzend zur Rechten Gottes die Welt zu regieren. Aber Nietzsche zerstört das *nomen* Christi, die Namen und Worte, auf die sich eine ungläubige Menschheit, als auf die letzte Planke gerettet hatte, um sich der vollen, strudelnden Freiheit zu erwehren, die im Christus über uns hereinbricht. Solange die Christenheit erst missionierend die Welt erschloß, durfte ihr verhüllt bleiben, daß jeder Mensch auch ein Lügner ist, durften die Christen ihren Namen naiv als Zauberetikett gebrauchen. Aber der Antichrist versiegelt diese Stufe der Namenchristenheit, richtiger: der Wortchristenheit.

In diesem Augenblick brechen darum all die außerchristlichen Religionen des Buddhismus, der Naturvölker, usw. herein über die christliche Welt. Denn erst jetzt ist die Christenheit fähig, bei der Bekanntschaft mit den Schätzen dieses Heidentums über sich selbst zu stützen. Erschüttert erkennt sie in all ihrem eigenen Bemühen um Mystik, Askese, Kreuzzüge, Wallfahrten, Ab-lässe, Gebet die Formen des natürlichen Glaubens und Hoffens. All das sind natürliche Mittel und Ausdrücke aller Völker, überall am Werke. Die Christen haben in sich den Fidschiinsulaner, den Buddhisten, den Ägypter, den Parsen und die ganze Fülle des »Aber«glaubens, auch wenn ihn der Mantel der christlichen Liebe verdeckt.

Der christliche Wundertäter ist Wundertäter, der christliche Weltverbesserer ist Weltverbesserer, der christliche Philosoph ist Philosoph, der christliche Künstler ist Künstler, alles wie in der Heidenwelt.

Heilige, Wunder, Asketen dort wie hier. Damit wird alle Scheinheiligkeit am Christentum der europäischen Völkerwelt ent-

larvt. Ihr bleibt nur die Gnade Gottes, daß gerade ihrer Natur Gott sich bedient hat, um die Natur aller Völker zu verwandeln. Die Liebe, sitzend zur Rechten Gottes, hat sich aller Kräfte bemästert.

Denn der Christus ist allmächtig in uns geworden. Fortan gehört zur Nachfolge Christi auch die letzte Überwindung, daß wir seinen Namen nicht mehr als ein Vollkommenheitszeichen unserer irdischen Hantierung vor uns her tragen. Er ist ja in uns. Sein Geist ist uns bis in unsere Natur gedrungen.

Natur ist aber das Selbstverständliche, Bekannte. Zu ihr braucht sich ihr Träger nicht erst zu bekennen. Bekenntnis bedeutet immer eine Differenz, ein Geschiedensein von dem, was ich bekenne. Nicht umsonst ist Christus zweitausend Jahre bekannt worden. Nun ist der Geist, sein Sterbe- und Auferstehungswille, das Gesetz des Kreuzes natürlich geworden. Das Neue Testament wird künftig unser aller Voraussetzung; es wird unser Altes Testament. Das aber, was bisher Natur hieß, Blut, Volk, Trieb, Gesetz, ist dafür zur Aufgabe geworden, die riesengroß vor uns steht. Die Natur muß als Schöpfung aus unserem Geiste neu erschaffen werden. Um des erschienenen Antichristen willen tritt die zur Christenheit gewordene Menschheit heute wieder heraus aus dem Dogma der Offenbarung unter den freien Himmel der Schöpfung.

Der Antichrist überwindet nicht das Christentum. Denn er kommt erst, als es gesiegt hat. Sondern er überwindet das Werden des Christentums durch die letzten beiden heidnischen Jahrtausende hindurch, er überwindet die Mittel des Christentums. Wie wenn ein großer König unzählige Heerscharen aufgeboden hat, um alle Gegner zu besiegen. Die ganze Verfassung des Volkes ist auf Krieg und Sieg eingestellt. Endlich ist der Sieg errungen. Da entsteht eine große Leere und Enttäuschung. Das Volk glaubt mit seiner kriegerischen Form sich selbst zu Tode gesiegt zu haben. Denn alles Leben des Volkes hat sich in Richtung auf das Heer entfaltet. – Wer da auftritt und Einhalt und Wende gebietet und spricht: Kehret um; auf, von den Waffen an euer

eigentliches Geschäft, der erscheint den Leuten als der Zerbrecher aller Ordnung seines Königs. Und er selbst dünkt sich prahlerisch ein Zerstörer.

Der König aber weiß es besser. Mag doch jener jetzt Kanzler werden. Er dient doch nur ihm, dem Könige. Denn der König hat ja nicht für den Sieg, sondern für das Leben nach dem Siege geherrscht. Er weiß, daß ihm auch der dienen muß, der die Kriegsverfassung seines Volkes zornglühend in Trümmer schlägt. So ist es den Christen ergangen, und ihrem Bekennen. Als Waffe der Eroberung und als Erkennungszeichen hat das Bekenntnis gedient bis in den Weltkrieg. Heute ist es kein Zeichen und kein Beweis mehr. Die Gabel: christlich-unchristlich hört auf, die leiblichen Menschen wirksam von außen einzuteilen und räumlich wahrnehmbar zu gliedern. Denn der Unterschied besteht nicht mehr zwischen verschiedenen Personen, seitdem der Herr gesiegt hat. Sondern heute ist der Kampf in jedes einzelnen Menschen Brust verlegt: Da ist heute keiner mehr, der nicht christliche Gedanken in sich trüge, auch wenn er auf eine heidnische »Weltanschauung« selbstbewußt schwört. Und da ist kein selbstbewußter Orthodoxer, der nicht unchristliches Geistesleben neben oder hinter seiner Orthodoxie birgt. Bisher schien im Bekenntnischristen das Bewußtsein einwandfrei christlich. Aber gerade sein Bewußtsein wird heute leblos und unchristlich; es verleugnet das Eintreffen des Antichrists, der doch ein Teil der Offenbarung ist. Im Ungläubigen schien das Bewußtsein bisher unzweideutig unchristlich. Aber gerade er schöpft sein gesamtes geistiges Rüstzeug aus den christlichen Denk- und Lebensformen, so wie sie das 19. Jahrhundert, allen voran Goethe, feureifrig ins »Natürliche« umgeschrieben hat. Heute gibt es keine außerchristlichen Unterschlupfe mehr.

Der Heiland hat gesiegt. Die Erde ist rund geworden für alle Zeiten. Die Zeit ist eine geworden für alle Zonen. Das Menschengeschlecht ist eins geworden für alle Zonen und Zeiten. Die Bande des Bluts, der Nation, der Rasse, können nie mehr Herr werden über die Einheit des Schicksals.

Als Ein Mann schreitet die Menschheit der Zukunft entgegen. Sie schickt sich ja an, rund über die Erde hin den Kampf ums Dasein einheitlich auszufechten. Die ersten Keime zu einer Arbeitsgemeinschaft der Menschheit werden gelegt. Die drahtlosen Wellen, die den Funkspruch »an alle« über die Erde tragen, eben an alle und zu allen, stellen die Menschheit vor die Wahl: irr-sinnig zu werden oder aber Eines Geistes an die Arbeit zu gehen. Irrsinnig wird der Mensch, in dessen Kopf sich täglich ein un-verständliches Stimmengewirr von Todfeinden zu Worte mel-det. Jedes Zeitungsblatt ist aber so mit teuflischen Krähenfüßen besät, die zeigen, daß wir mit ewigen Gegnern zusamme-geschmiedet sind in Eine Wirklichkeit, in ein einheitliches Erden-leben. Da hilft uns zur Gesundheit nur die Wendung, die auch im Feind, gerade im Feind uns den Mitarbeiter zeigt; die Einheit des Schicksals überreicht die Getrennten. Wir verstehen: gerade die rücksichtslose Gegnerschaft schenkt uns selbst den Ansporn und Reiz des Lebens.

Die Menschheit wird zum einheitlichen Manne, der die Schöp-fung draußen zu meistern hat und deshalb in sich Frieden hält. Das bedeutet der Sozialismus, der die ganze Erde zu unserem Vaterlande macht. Nur das kann das Vaterland aller sein, das auch das Vaterland des Geringsten zu sein vermag. Wie immer auf Erden kommt aus dem Geringsten die Erneuerung. Der Pro-letarier, der geringste, stellt die Einheit des Erdbodens heute her.

Der Sozialismus entwindet den Männern das zwischen Mann und Mann geschwungene Schwert. Männer erschlugen einander im Kampf um die Beute. Das hört nun allmählich auf, Sinn zu haben, da die Beute als gemeinsames Gut erkannt ist. So ent-mannt der Sozialismus den einzelnen. Der Liebesbotschaft ist es gelungen, sogar ihren Gegenpol, den Hunger, den Daseinskampf, zu vergeistigen. Der Sozialismus, das Evangelium des Hungers, kommt am Ende der christlichen Mission als ihr Non plus ultra: Hier überwältigt das Christentum seinen Gegenpol. Im Hunger erkennen wir uns heute als Brüder. Diese Brüderlichkeit der

Hungernden ist aber ein solcher Grenzwert, daß sie uns einer neuen Spannung des Lebens bedürftig macht. Mit Schrecken sehen wir die eine Hälfte unserer Anlagen von dieser Brüderlichkeit bedroht.

Denn was wird aus dem Mut und der Streitkraft des Mannes? Was ist ein Mann noch wert ohne sie?

\*

Mann und Mensch ist zweierlei. Gegen den Einen Mann, das ist die Menschheit, gibt es noch eine zweite Einheit, das Menschengeschlecht. Menschheit und Menschengeschlecht haben so entgegengesetzten Klang wie Welt und Geschichte, wie Erde und Jahrtausend, wie Wissenschaft und Glauben. Denn die Menschheit ist der Ring aller Zeitgenossen, das Menschengeschlecht aber die Einheit aller Kinder und Enkel Adams. Menschheit und Menschengeschlecht sind geschieden voneinander wie der Geist und die Gestalt.

Ihr Streitbaren, ihr Bellizisten, die ihr euch mit richtigem Gefühle wehrt, eure Flinte an die Wand zu stellen zugunsten friedlicher Arbeitsgemeinschaft, seid getrost. Nur das eine Reich erhält Frieden, in das andere aber zieht eben um deswillen der Kampf ein.

Solange die Arbeit noch Kampf ist, wird das Ausruhen in der Liebesgemeinschaft gepriesen. Draußen der Feind, drinnen der Frieden. Arbeitskampf und Liebesgemeinschaft, so verhielt sich der Lärm auf dem Markt zu der Eintracht des Hauses. So verhielt sich auch die Fülle der Staaten zu der Einen Kirche: die Geister reißt der Kampf ums Dasein in tausend Vaterländer auseinander; die Seelen finden in dem mütterlichen Schoße der Kirche Frieden.

Sobald aber die Arbeit anhebt, Gemeinschaft zu werden, der Feind also verschwindet, muß ein Kampf auf der Seite der Liebe hervortreten. Wenn nicht mehr das Blut im Zweikampf der Helden den Anger rötet, muß es dafür kriegerisch innen vom Herzen strömen dürfen. Die Arbeitsgemeinschaft braucht neben sich

den Liebeskampf. Wo die Einheit des tätigen Menschengeistes sich verwirklicht, da blüht die Fülle der Seelenkreise auf. Seele ist Sprengstoff, Dynamit. Sie hat sich bisher in großen äußeren gemeinsamen geistigen Bewegungen entladen müssen, in Revolutionen. Jetzt hat jede Seele das Recht und den Raum erobert, in ihrem eigenen Seelenkreis zu wirken, zu kämpfen und mit anderen Seelen zu ringen. Die Liebe verliert ihre Ausschließlichkeit, denn der Kampf der Frauen ist es, der heute geadelt wird. Bisher war zwischen Weib und Weib nur unterirdischer, unbewußter Krieg. Unerschlossen standen sie als Nebenbuhlerinnen nebeneinander, jede eine Königin. Heute empfängt dieser Streit der Königinnen, diese Einsamkeit der Heroinnen ihre Erlösung. Die Liebe darf fortan leibhaftig werden, ohne ihre Unerschöpflichkeit zu verlieren. Die Liebe höret nimmer auf, ob auch die Weissagungen aufhören werden. Zwischen die Jungfrauen und Mütter des Menschengeschlechts tritt die Tochter, die Braut, und öffnet ihr Herz.

Im Innern eines versöhnten Menschengeschlechts weicht jede Sünde, in die den Menschen unausgesetzt falsche Scham verstrickt hat. Die Scham verhüllt die Menschen vor einander, so daß sie ihre Armseligkeit sich selbst nicht mehr eingestehen. Sondern sie stolzieren in allen Farben und bunten Lappen der Tierwelt und glotzen einander an wie fremde Tiere, Hahn und Adler, Löwe und Walfisch.

In dieser Tierwelt wird das Eigentum prunkend zur Schau getragen. Und zum Eigentum gehört auch das Weib. Hier besitzt ein Mann sein Weib und haßt und tötet deshalb den Räuber seiner Ehre.

Aber heute versinkt diese Welt des Scheins mitsamt dem Duellstandpunkt. Heute hat Christus auch dies wie alle Tiermoral besiegt. Heute besitzt niemand sein Weib, Gott gäbe es ihm denn und erhielte es ihm tagtäglich. Er hat keine »gesetzlichen« Rechte auf Liebe. Die staatlich-diesseitige Legitimität zerfällt wie alle Legitimität. Das Leben des Herzens ist nicht befohlen oder von Staats wegen geordnet, sondern es geschieht, es ereignet sich,

oder es ereignet sich nicht. Das Weib, als Frau und Mutter ruhiger Besitz, wird zur Braut, der ewig neu geliebten, neu sich verschenkenden. Daß der gehaßte Feind zum Bruder wird, das kann ein männliches Herz nur ertragen, wenn die geliebte Frau zur Braut wird.

Die zwei Schwerter bleiben; es bleibt das Doppelgebot, das sie einsetzt: Du sollst Gott lieben mit allen deinen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst. Aber nicht bleibt die Liebe zu Gott das gesetzte Halten seiner Gebote, der die Liebe zum Nächsten gegenüberstände als die freie Kraft, an der das göttliche Gesetz zerschmilzt. Sondern umgekehrt: die Liebe zum Nächsten hat der Geist der Menschheit umgeprägt in etwas Vernünftig-Gesetzliches. Dafür wird Gott, entkirchlicht und entbucht, das verzehrende Feuer, das immer wieder den begriffenen Geist der Menschheit in die beseelte Gestalt des Menschengeschlechts verwandelt.

*So wird alles neu*

Die »allmächtige Zeit«, die den Mann gewaltsam von außen schmiedet, und die Zeitlosigkeit des Ewigweiblichen vermählen sich in dieser Gnadenzeit. Die großen dogmengetragenen Kunstbauten sinken langsam, langsam, bis sie am Ende der Tage von der Erde verschwunden sind, weil wir heute anheben zu lernen, daß Gott uns davon erlöst, leeren Schemen und Gespenstern Prunkbauten zu errichten und zu opfern, als da sind Ideale, Weltgeschichten, Bekenntnisse, Organisationen. Denn Gott hat den Menschen geschaffen zu seinem Ebenbilde, Mann und Weib, und hat über die leibhaftige Liebe zu Gott, zu Mann und Weib, nichts anderes gesetzt für Menschheit und Menschengeschlecht. Und das sind seine beiden großen Verkörperungen auf Erden.

## GLÜCKHAFTE SCHULD

---

Vor tausend Jahren erfaßte eine große Reuwelle das Abendland. Die Messen wurden damals erweitert mit den fürchterlichen Selbstanklagen des Priesters. An 35 Stellen der Messe hatte er sich fluchwürdiger Sünden in sogenannten Apologien zu zeihen. Es war ja noch nicht allzu lange her, da hatte ein Bischof von Mainz in der Blutrache für seinen Vater gemordet. Grausig wie diese Tat war nun das Sühneverlangen dieser unheimlichen Apologien.

Das Kloster Cluny in Burgund machte sich zum Herdfeuer dieses ungeheuren Reinigungs- und Räucherwerkes. Und in seinem Eifer stürmte dies Kloster gegen ein Gebet altkirchlichen Hochsinns an, das es für zu frei und froh hielt. Dieser Bußeifer Clunys hält bis heute die Ostkirche von der Westkirche gemütsmäßig geschieden. Die kindliche Freude der Osterchristen, so betonen alle Orthodoxen, fehle den Okzidentalern. Der Ruf »Christ ist wahrhaftig erstanden« ertönt in Athen und Sofia, in Asiut und auf dem Sinai, mit einer Helligkeit, daß der Erde dadurch ihre paradiesische Unschuld wiedergegeben wird. Die *Restitutio in integrum* des unbefleckten Sechstageswerks ist dort vollzogen. Wir aber lassen weiter die Köpfe hängen.

Dem Westen ist seit Cluny die unbedingte Freude verloren. Zwar haben die Päpste die Streichung der zwei geheimnisvollen Worte am Karsamstag den Cluniazensern nicht durchgelassen. Sie werden also trotz Cluny dort wiedergesungen, wo sich das Römische Brevier durchgesetzt hat. Weil aber das, worum es bei der Streichung der zwei Worte ging, den Westen trotzdem heute noch durchsäuert, so sind diese Worte heute zwar noch da, aber sozusagen nur geduldet. Ihre Strahlkraft ist unterbunden: Ableger haben sie nicht getrieben.

Ihren Sinn zu entbinden, ist aber vielleicht die Aufgabe unseres Zeitalters. Denn in ihnen wächst die Ökumenische Kirche frei von Schisma, Häresie und Kodifikation.

Am Karsamstag überflutet die Liturgie das gesamte Leben des Menschengeschlechts in unbegreiflicher Schaffensmacht. Die Größe dieser Liturgie steht in unwahrscheinlichem Gegensatz zur Lage der Menschheit. Denn sie ertönt ja in dem Augenblick, da Jesus in der Hölle weilt, dem Augenblick vor seiner Auferstehung. Die geschaffene Menschheit also schmachtet in Todesbanden. Christus aber, das ewige Leben, ohne das Gott seit Adam die Menschheit nie ganz gelassen hatte, diese seine Kraft des Ins-Leben-Rufens und In-den-Tod-Sendens, die Nennkraft des Logos, ist allerdings in diesem Augenblick nur in die Gebete des Karsamstags selber hineingepreßt. Wir müssen uns dieser außerordentlichen Lage erst einmal voll bewußt werden. Der Alltag macht uns das fast unmöglich. Wer kann begreifen, daß am Karsamstag das ganze Geschwätz der Menschen als Geschwätz der Menschen entlarvt ist, ihre Pergamente und ihr Gesetzbuch, ihre Kinderlieder und ihre Theaterstücke, ihre Zeitungen und ihre Kanzelreden – denn der schon ergangene Logos ist vernichtet. Die Sünde wider den heiligen Geist hat ihn vernichtet. Es fehlt den heutigen Menschen der Mut und die Kraft, den Tod ihrer natürlichen Sprache und ihres gesamten »Geisteslebens« zu erfahren, geschweige denn zu glauben. Aber wer nicht weiß, was es heißt, die Sprache zu verlieren, wer nicht sprachlos wird, kann nicht begreifen, weshalb am Karsamstag nur eben jenes Gebet übriggeblieben ist, aus dem sich die vorchristliche Welt österlich erneuert: »O felix culpa quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem! O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est!«

Das gesamte Vorleben erscheint als das Ei, aus dem das Küken schlüpft, und weil nun das Leben anheben soll, wird die tote Schale als glückhafte Schuld abgelegt. Als »entschieden notwendig erscheint des Adams Fehl, den Christi Tod getilgt hat«.

Man nehme diese Worte aus ihrem einzigartigen Datum, und

sie verrieten Christus. Denn sie würden dann zum Freibrief aller Missetäter. Aber als Cluny sie sogar aus ihrem Ostergrund herausriß, da verzweifelte Cluny an uns, dem Geschöpf des Logos. Denn den Cluniazensern erschienen wir Geschöpfe als so entartet, als ob wir mit dem Karsamstagwort unsere Werktagsverbrechen entschuldigen würden wie der Bandit, der sich vor dem Raubüberfall schon die Absolution hat erteilen lassen.

Dies Dilemma ist aber unabänderlich: Wir dürfen nicht zu allen Zeiten des Lebens dasselbe wissen oder dasselbe denken. Nach der Kreuzigung am Karsamstag darf die Schuld glücklich heißen, aber wehe uns, wenn wir so rechtfertigen, daß wir Gott täglich kreuzigen.

Deshalb aber, wegen dieses echten und ewigen Zwiespaltes, ist heute, nach einem vollen Jahrtausend, die Spannung von alter Kirche und Clunys Reform selber ein Thema der Besinnung.

Denn unsere Zeit muß lernen, wieder lernen, was es mit einer Zeitrechnung auf sich hat. Die Seele muß von allen Systemen befreit werden: denn ein System kann sozusagen an allen 24 Stunden des Tages gewußt werden. Aber niemand kann die Bibel immer verstehen. Keine lebendige Seele soll oder darf dasselbe Tun immer mit denselben Gedanken begleiten. Wir sollen alte und junge, abendliche und morgendliche Gedanken haben. Die Gebete der Karsamstagsliturgie sind also nicht auszuwalzen in Systeme. Nein, sie sind einzuwurzeln in unseren Lebenslauf. Je tiefer nämlich ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird auch der Zeitpunkt, an den es gehört! Das Rechnen mit den Sachen des Raums ist das oberflächlichste Reden – zweimal zwei sind immer vier.

»Der Baum ist grün«, der Satz gilt schon im Winter nicht. »Die Frau ist schön«; du lieber Himmel, wie lange gilt denn das? Das Felix Culpa gar erklingt nur Ein Einziges Mal, denn in diesem Einzigem Mal fügen sich alle Epochen und alle Zeiten zur einzigen einmaligen Geschichte. Als Cluny die glückhafte Schuld strich, da begannen die systemtrunkenen Abendländer ihre ersten Systeme, Summen, Theorien, Philosophien aus dem Wur-

zelboden der Zeit herauszureißen. Der Westen wurde abstrakt. Heute neigt sich unser Denken sehnsüchtig wieder seinem Mutterboden zu, der Zeitlichkeit. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird auch der Zeitpunkt, an den es gehört. Im Jahre 1000 war die ungeheure Wichtigkeit dieses Satzes nur in der Karsamstagsliturgie verankert. Alle anderen Wege zur Wahrheit leugneten damals diesen Satz. Er ist ja antigriechisch. Er ist weder idealistisch noch realistisch, noch ist er materialistisch. Er ist bloß wahr.

Heute strahlt von der Karsamstagsliturgie her diese, gerade diese Wahrheit in die wurzellose Welt. Franz Rosenzweig hat das Neue Denken ausgerufen als das bescheiden nicht mehr von dem Zeitpunkt abstrahierende Denken. Das Neue Denken ist zeitgenährt. Diese Erkenntnis meiner Generation kommt nicht einen Augenblick zu früh. Denn sie schenkt uns eine neue standhafte Lehre von der Scham in einer Zeit, in der die Schamlosigkeit des Intellekts uns zu vernichten droht. Die Kerls denken und schreiben und wissen alles immer. Die Frechheit entnervt unsere edelsten Kräfte: Zeugungskraft und Erkenntniskraft. Beides sind Liebeskräfte und deshalb zeitgebunden. Die echte Wahrheit ist schamhaft. Sie wird uns in einer Stunde der Not abgerungen. Geständnisse und Bekenntnisse, Schwüre und Behauptungen zur Unzeit sind verwerflich. Sie sind schamlos. Scham offenbart sich uns als das Keimblatt um den rechten Augenblick der Enthüllung! Alles darf enthüllt werden wie die Braut dem Geliebten, aber nur zu seiner Zeit. Dem, der ganz sprachlos geworden ist unter dem Gesetze Adams, dem – und dem allein – darf, als die Vorform der Auferstehung, das Wort von der glückhaften Schuld auf die Lippen kommen. Wir verstehen nun erst den Karsamstag. Alle anderen Weltworte und Weltgeschichten sind da zusammengeschrumpft. Nichts ist übrig von ihnen als ihre Nächtlichkeit und Schuldigkeit. Da reißt das Beiwort den Sprachlosen in die Wiedergeburt hinüber. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird der Zeitpunkt, an den es allein gehört und an dem es allein gehört werden darf. So

müssen wir zwei gewichtige Tatsachen miteinander vereinigen: Dies Wort wird am Karsamstag wahr, und außerhalb der Karsamstagslage wird es unwahr. Welche Bereicherung: Wahr sein und wahr werden; unwahr sein und unwahr werden sind nunmehr vier Vorgänge. Der Systematiker, ob Theologe oder Philosoph, hat nicht gelernt, diese vier zu unterscheiden. Denn er abstrahiert ja vom Zeitpunkt. Deshalb hören wir so oft Leute von Gott reden, wenn sie doch entweder stille sein müßten oder aber Gott anrufen. Diese Leute reden von Gott, ohne den Zeitpunkt, an dem allein ihr Reden zulässig wäre, wahr werden zu lassen.

Wo aber Gott gegenwärtig ist, da hören die abstrakten zeitlosen Wahrheiten auf. Und wo das Abstrakte aufhört, da fängt eben die Schuldvergebung an. Im Angesichte Gottes wird die Schuld glücklichhaft. Denn er kommt.

Im Jahre 1675 schrieb John Howe sein Buch über Gottes Conversableness. Der Titel kann ins Deutsche nicht übersetzt werden. Viele Buchtitel werden ja für unübersetzbar befunden. Wenn ein Buch großen Erfolg hat, wollen die Leute es gern in andere Landessprachen übersetzen, und das erste, was dabei geopfert wird heutzutage, ist der Buchtitel. In fremden Ländern erscheinen heute berühmte Bücher mit ganz verändertem Titel. Sie sind nicht wieder zu erkennen. – Indessen bei John Howes Lebzeiten bestand ja diese Unsitte oder Sitte noch nicht. Das Deutsche hätte sich aber 1675 genau so gesperrt, wie es das heute tut, »Conversableness« zu übersetzen. Es widerspricht Luthers Fürstenstaat und Calvins Genf, daß der lebendige Gott mit sich reden lassen könne. »Conversableness«, dafür sagen die Wörterbücher »Gesprächigkeit«, »angenehmer Umgang«, »Ansprechbarkeit«, »Affabilität«, »Leutseligkeit«. Leider stimmt keines dieser Worte. Sie alle sind entweder einseitig: »Ich lasse mich ansprechen (affabilis), ich bin leutselig; ich lasse mich also herab. Oder es ist keine Tugend, sondern eine bloß tatsächliche Lust an Gesprächen teilzunehmen, gemeint. Unser Ausdruck, »mit sich reden lassen«, auf den ich soeben hinauskam, ist zwar nicht falsch, aber er ist irreführend – »reden« in dieser Wendung meint nämlich weniger als »sprechen«. Wer mit sich reden läßt, ist durchaus nicht dieselbe Art Person wie der, der Rede und Antwort steht, und der dann auch seinerseits zu sprechen und zu fragen anhebt und auf Antwort wartet. Kurz, im Deutschen stehen die Sprecher nur dann auf einer Ebene, sind gerade dann geschäftig, wenn's nicht sehr ernst ist. Wo's wichtig wird, da steht in der deutschen Welt einer der Sprecher immer tiefer als der andere Sprecher. Gerade diesen Höhenunterschied be-

kämpft aber der englische Ausdruck »Conversableness«. Es gehe zwischen Gott und Mensch ganz unüberheblich zu. Wir dürfen mit Gott wie mit unserem besten Freunde vertraut sprechen. Das verheißt John Howe 1675 in seiner Schrift »Vom lebenden Tempel und dem vertrauten Umgang mit Gott«. Wer es fassen kann, der fasse es.

Wann, unter welchen Bedingungen, wie, ob? Verehrte Theologen, sogenannte Seelsorger, bestellte Pfarrer – Euer Schweigen würde oft beträchtlich dazu beitragen, den ermordeten Umgang mit unserem besten Freund, seine Conversableness, den von ihrem Untergang als Seelen bedrohten Bewohnern der Gebiete des früheren deutschen Reiches glaublich zu machen. Sonst aber wird – ähnlich wie auf die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 nach Christi Geburt, die Zerstörung Jerusalems 132 nach Christi gefolgt ist – ein letzter nationalistischer Aufstand um das Jahr 2000 Deutschland in eine Wüste verwandeln. Denn Menschen, mit denen Gott nicht vertraut umgeht, müssen sich dort hineinstürzen, wo sie vertrauten Umgang zu genießen wännen. Entweder wir sind für Gott zu sprechen oder für den Teufel.

Ein anderer Abschnitt dieses Buches berichtet, wie nach dem Konzil von Nicaea die Glaubensformel, die unseren vertrauten Umgang mit Gott proklamiert hatte, in die steile Höhe einer unverständlichen Formel entschwand. Aus der Anbetung Gottes durch den Bruder im Geist wurde die Anbetung 1. des Vaters, 2. des Bruders, 3. des Geistes! Und doch hatte seit Ostern der Christ, dank des Sohnes im Geist der Verbrüderung, zu seinem Schöpfer den leisen Zugang gefunden! Nach Nicaea aber wurde ein anderer Sieg des Sohnes wichtiger. Nun galt es, den Gottkaiser zum Menschen unter den Sohn hinunter zu demütigen. Damit der Kaiser und damit das ewige Rom menschlicher werden konnten, stiegen Christus, der Bruder aller leidenden Menschen, und stieg der Geist, die liebende Gemeinschaft der Herzen, hinauf zum Schöpfer als die zweite und dritte Person Gottes. Gott wurde hoch und fern, auch der Sohn und der Geist.

Heute aber müssen sie von dem abstrakten Dreierkollegium im Himmel erst wieder hinuntergeholt werden als die zweite und dritte Person in jedem von uns. Du und ich sind noch gar niemand ohne die Brüder und ohne die Gemeinschaft hier unten.

Aus der stolzen Trinität im Himmel dort oben ist es von Abailard bis Hernack zu dem gekommen, was sich Theologie nennt, und was vor 1125 für Wahnsinn galt: Der einzelne Mensch hier unten stellte sich seit Abailard und seit Anselm von Canterbury in seinem griechischen Denkerkopf vor, wie denn da oben der dreieinige Gott aussehen müsse.

Aus dem Deus conversabilis wurde der kontroverse Gott. Da kriegte er viele Namen in den theologischen Streitgesprächen, er hieß da deus absconditus, deus revelatus, deus omnipotens, deus creator usw. usw. Gottes Fülle da droben hier unten in menschlicher Vereinzelung nachzudenken, dieser Sport des weltgeschichtlichen Jahrtausends hat den Nationen des Abailard, des Thomas Aquinas und Luthers schier das Leben gekostet. Aber nur deshalb ist doch Gott Mensch geworden, damit die Sprachen nicht länger kopfständen, damit niemand von seinem eigenen Namen wie der Blinde von der Farbe reden müsse. Gott ist Mensch geworden, damit das Wort von Gottes »Conversableness« in jedes Volkes gutes Deutsch übersetzt werden könne.